

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 38 (1945-1946)
Heft: 2: Geschichte Berns : von den Anfängen bis 1516

Artikel: Geschichte Berns. Teil I: von den Anfängen bis 1516
Autor: Feller, Richard
Kapitel: 4: Das sechzehnte Jahrhundert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-370975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VIERTER TEIL

Das sechzehnte Jahrhundert

I. KAPITEL

Die italienischen Feldzüge

1. Die Aufgaben und die Männer Berns

Der Krieg liess Berns Verhältnis zu seinen Angehörigen, zu den Eidgenossen und zum Ausland verwirrt, seine Geltung geschwächt zurück. Die eigenen Angehörigen empfanden eine Unsicherheit der Obern, die ihnen bald zuviel, bald zuwenig tat. Die Eidgenossen nährten den Verdacht, dass Bern im Krieg seiner Pflicht nicht nachgekommen sei, weil es ihre Aussenpolitik missbilligte. Wenn auch der Sieg von Dornach die trübsten Schatten aufhellte, so gab er ihm doch nicht den gewohnten Rang zurück; Bern musste noch einmal verdienen, was frühere Jahrhunderte ihm in der Eidgenossenschaft erworben hatten. In der Aussenpolitik hatte Bern mehr europäisch als schweizerisch gedacht; denn es hatte die Vormacht Frankreichs, dieses Erbe des Burgunderkriegs, bekämpft, um ihr den Weg nach Savoyen und Mailand zu verlegen. Aber weil sein Blick in die Ferne gerichtet war, hatte es das Nähere übersehen und war vom Schwabenkrieg und dem französischen Bündnis überrascht worden. Der Friede hatte Bern die Genugtuung gebracht, dass die Verständigung mit dem Reich wiederhergestellt wurde, und zwar dauerhafter, als der Augenblick es erkannte. In der Hauptsache aber hatten die Ereignisse Bern unrecht gegeben: Mailand war gefallen, und seitdem die Franzosen die Lombardei genommen hatten, bedrohte ihr erobernder Geist die ganze Halbinsel.

Da das Machtnetz neu geworfen war, hatte Bern nachzuprüfen, welche Freiheit ihm erlaubt war. In einem Punkt hatte Bern erfahren, dass die Verhältnisse stärker waren als sein Wille. Hatte es sich früher die italienische Politik ferngehalten, wurde ihm diese geradezu aufgedrängt, seitdem die Erhaltung Mailands in den Mittelpunkt seiner Bestrebungen gerückt war. Bern hatte zu entscheiden, ob es sich treu bleiben und Frankreich weiter widerstehen oder ob es sich von den Ereignissen leiten lassen und den Sieger des Augenblicks anerkennen wollte. Die andern Orte empfahlen das letzte, und gar das französische Bündnis schien das Einlenken zur Pflicht zu machen. Mit dem Bündnis hatte Bern seine gerade Richtung eingebüsst. Mochte auch jene Zeit im raschen Umstellen geübt und abgehärtet sein, so verlangte es doch von Bern eine ungewöhnliche Anstrengung, den früheren Weg zurückzufinden, da einem

Staat von seinem Ausmass der Frontwechsel schwerer fiel als den kleinen Orten. Und doch bestand für Bern die Möglichkeit, seine europäische Haltung gegenüber Frankreich zu bewahren, da das Bündnis ihm nur anheimstellte, nicht zur Pflicht machte, Frankreich mit Truppen zu unterstützen, so dass es die französischen Eroberungen in Italien hemmen wie fördern konnte. Welchen Gebrauch Bern von dieser Freiheit machte, hing wesentlich von seinen führenden Männern ab.

Bern besass nicht mehr die Auslese des vergangenen Jahrhunderts, da Rudolf Hofmeister, Heinrich und Adrian von Bubenberg, Rudolf von Ringoltingen, Niklaus von Diesbach, Niklaus von Sarnachtal in hohem Zug sich abgelöst und zum Glück wie zum Unglück der Stadt eine überlegene Persönlichkeit entfaltet hatten. Jetzt stand Wilhelm von Diesbach voran. Die Fähigkeiten, die ihn jung auf den Schultheissenstuhl getragen, hätten in mittlerer Lage nicht nur ausgereicht, sondern geglänzt. Jetzt genügten sie nicht mehr, da sie nicht so beschaffen waren, dass sie zu einer höheren Entwicklung hinführten, sondern eher von einer solchen abzogen, da sie sich mit leichten Erfolgen belohnten. Wohl besass er einen Reichtum an Auskunftsmittern und eine Menschenkenntnis, die seine Verhandlungskunst ins unvergleichliche steigerte. Er verliess sich so sehr auf sie, dass die schöpferische Anlage des Staatsmanns, die den Ereignissen vorangeht, versiegte. Er hatte den Mut und den Takt der durchschnittlichen Geschäfte, nicht des grossen Entwurfs. Während sein grösserer Vetter das fremde Geld nahm, um zu handeln, handelte er, um das Geld zu nehmen, wenn es schon zu seiner Geschicklichkeit gehörte, das Anstössige mit dem Schleier der Zucht zu umhüllen. In Bern blieb er der Unentbehrliche, wie er auch der letzte Schultheiss war, dem das Amt auf ungemessene Frist gelassen worden war; aber er hielt nicht alles, was sein rascher Aufstieg versprochen hatte, weil er nicht aus einem Kern war wie der Vetter.

Neben Diesbach dienten tüchtige und erprobte Männer dem Gemeinwesen, von denen aber keiner die Verhältnisse überragte. Die persönlichen Beziehungen in der Oberschicht hatten sich ausgeglichen; Eifersucht zwischen den Familien sticht nicht durch, so dass sich die Berufenen friedlich in den obersten Ämtern ablösten. Ohne Zwang trat Diesbach 1492 von dem elf Jahre bekleideten Schultheissenamt zurück. Rudolf von Erlach folgte ihm nach, einer der reichsten Berner, erprobt im Feld wie im Rat, ein vornehmer Herr, der für die Künste Sinn hatte; für ihn arbeitete Schilling seine Chronik zu dem Werk um, das heute der Spiezer Schilling

heisst. Neben Diesbach, der im internationalen Geschäft aufging, war er ganz Berner, dessen Ehrgefühl den Schimpf nicht verwand, den die eidgenössische Derbheit seiner Stadt auf dem zweiten Hegauer Zug zugefügt hatte. Ihn löste Heinrich Matter ab, der 1495 bis 1498 das oberste Amt versah. Unverdient spät, nahe den Siebzig, wurde er dazu berufen. An Verstand und Gestalt bevorzugt, mit ererbtem Reichtum zum öffentlichen Dienst bestimmt, zog er jung die Blicke der Vaterstadt auf sich, die er mit seinen geistreichen Einfällen in frohmütiger Erwartung hielt. Gerne anvertraute man dem selbstsicheren Mann schwierige Sendungen an die Höfe. Er ertrug es gelassen, dass ihm der viel jüngere Diesbach auf dem höchsten Posten zuvorkam, da die Schultheissenwürde wohl Auszeichnung, nicht aber ausschliessliche Macht verlieh und die andern Ämter nicht erdrückte. Unter seiner Amtsführung setzten die Räte zu Ostern 1496 wieder eine geregelte Dauer von drei Jahren für die Schultheissenwürde fest, ohne dass sich eine besondere Veranlassung erkennen liesse. Von 1498 an lösten sich Diesbach und Erlach regelmässig ab, bis die Räte zu Ostern 1507, wieder ohne ersichtlichen Grund, die zweijährige Amtsdauer einführten.

Mit Heinrich Matter gipfelte und erlosch sein Geschlecht; es gehörte dem jungen Adel an, der den Reichtum aus Handel und Gewerbe in Twingherrschaften anlegte, damit den Junkerstand erreichte und ihn durch Adelsbrief und Ritterschlag bestätigen liess. Es starben noch andere Familien aus, die mit dem Jahrhundert emporgekommen waren. Als der ritterliche und hochfliegende Thüring von Ringoltingen 1484 vom Tode erlöst wurde, hatte er das meiste Vermögen eingebüsst, das der Geschäftssinn der Vorfahren durch drei Menschenalter gehäuft hatte. Glücklicher behaupteten sich die Muhleren bis zuletzt in ihrem Besitz, der beim Erlöschen des Mannesstammes 1493 durch Heirat an die Wattenwyl fiel und den Aufstieg dieses Geschlechts begünstigte. Das Geschlecht der Bubenberg beruhte nur auf zwei Augen, es war der jüngere Adrian, der Sohn des Helden von Murten. Er hatte von den Tugenden der Ahnen geerbt, mehr noch von den Schwächen. Wohl sass er mit 22 Jahren im Kleinen Rat und wurde mit wichtigen Aufträgen betraut. So ging er Ende 1498 nach den Niederlanden, um König Maximilian bei der Friedliebe festzuhalten; es war nicht seine Schuld, dass die gefahrvolle Sendung misslang. Und doch wuchs er sich nicht ganz nach seinem Namen aus, da der hochgemute Eigenwille seines Geschlechts bei ihm zur Abenteuerlust neigte, die seine reichen Gaben nicht zur vollen Verwirklichung und Reife kommen

liess, wozu noch der Anreiz kam, dass sich auf ihm, dem Letzten des berühmten Namens, alle Blicke kreuzten. Als er 1506 starb, war das Familienvermögen grossenteils unter seinen Händen zerronnen. Sein unehelicher Sohn lebte in den untern Beamtungen bis 1564 nach. Dagegen erblühte damals das Glück der Ministerialengeschlechter von Scharnachtal und vom Stein. Sie stellten Bern die Anführer im Burgunder- und im Schwabenkrieg, so dass ihre Namen mit klingenden Waffentaten ruhmreich verbunden sind. Hans Rudolf von Scharnachtal wurde 1507 Schultheiss.

Die Aristokratie behauptete sich in Bern von selbst, weil die Vergangenheit für sie sprach und die Gegenwart sie verlangte, und weil sie nicht in Ausschliesslichkeit erstarrte, sondern ihre Reihen den Tüchtigen und Erfolgreichen auftat. Die Laufbahnen lassen sich nun leichter verfolgen, weil seit 1485 die Osterbücher, die Verzeichnisse der Osterwahlen, erhalten sind. Den vergehenden drängten neue Familien nach, einige in sprunghaftem Aufstieg. Jakob Lombach, der aus dem Handwerkerstand hervorging, versteuerte nach dem Tellbuch von 1494 36 000 Pfund, gleichviel wie Schultheiss von Diesbach. Auch Bartholomäus May, der vielbestaunte Grosskaufmann, der das Beispiel gab, wie man in Bern aufkam und vornehm wurde, gehörte mit 28 000 Pfund zu den reichsten Bernern. Die Tillier, Frisching, Willading, von Werdt und Jenner kündeten sich an. Die Mehrzahl der Familien, die bis 1798 dem herrschenden Kreis angehörten, wird im Tellbuch von 1494 unter den Begüterten aufgeführt. Das war das Ergebnis der bernischen Wertbeständigkeit. Der Adel, der sich der Stadt nicht angepasst hatte, war verschwunden; die neuen Familien gründeten ihren Wohlstand auf die städtische Geschäftstüchtigkeit und gaben ihm damit Dauer. Aber wenn auch wirtschaftliche Selbständigkeit die Voraussetzung zur Ämterlaufbahn war, so fielen doch die ersten Stellen nicht nur den Reichen zu. Venner Lienhard Wysshan versteuerte 1494 das bescheidene Vermögen von 1200 Pfund, Venner Hans Linder 1600 Pfund. In der Hauptsache war der Ständeausgleich vollzogen. Wenn auch das Rittertum in äusseren Zeichen nachlebte, so war doch die feudale Schichtung vom Bewusstsein und der Wirklichkeit überwunden. Die Zeit verlangte nicht so sehr die Ehre und das Schwert des Ritters als die Kunst des Politikers, der in die fremden Netze griff, ohne sich zu verfangen.

Im ganzen verfügte Bern über eine Auslese, die in ruhigen Zeiten zur Versorgung des Gemeinwesens ausgereicht hätte. Jetzt aber wurde ihr von den zerrissenen Zeitläufen der italienischen Feld-

züge aufgegeben, die Richtlinie der Aussenpolitik, die im Schwabenkrieg verlorengegangen war, wiederzufinden, und von ihrem Entscheid hing nicht nur Bern, sondern die Westschweiz ab. Vor dieser gebieterischen Forderung traten die Bedürfnisse der Innenpolitik zurück. Hatte Bern ungeduldig an den Resten des Feudalismus und den Sonderrechten der Kirche gerüttelt, um seine Staatserfüllung zu suchen, jetzt musste es sich bescheiden, da die Willenskraft, die der Staatsgewalt aufhelfen wollte, nach aussen abgelenkt, ja abgeirrt wurde. Dazu hatte der Schwabenkrieg die andern Orte erkältet gegen Bern zurückgelassen, so dass seine eidgenössische Stellung geschwächt war. Nun gab und suchte Bern nicht Liebe; Achtung und Vertrauen, manchmal auch nur die Furcht genügten ihm. Diesmal konnte es nicht in seine stolze Einsamkeit zurückfallen und an dem Selbstbewusstsein sich ersättigen, die Macht unter den Kleinen zu sein und diese nach Bedarf als Rückendeckung zu benützen. Als Bern gezwungen in das französische Bündnis trat, erlitt es eine Niederlage, in der die andern Orte ihren Sieg sahen. Auch zur italienischen Politik musste Bern ein neues Verhältnis suchen; hatte es sie früher verpönt, so musste es sich ihrer nun annehmen, weil es erkannt hatte, dass es nicht nur am Genfersee, sondern auch in der Lombardie Savoyen gegen Frankreich zu verteidigen habe, mochte auch zutiefst die alte Abneigung gegen die italienischen Dinge bleiben und ihres Tages warten. Es deutet die Vorsicht, aber auch die Unsicherheit der leitenden Männer an, dass sie wie nie zuvor durch Volksanfragen die Stimmung des Landes erkundeten, um in dem Schweren und Verworrenen, das bevorstand, einen Rückhalt zu haben. Unter solchen Umständen hatte Bern die Linie zu suchen, auf der es die Stetigkeit seiner Politik wiedergewinnen konnte.

Aus dem Zusammenbruch seiner Aussenpolitik hatte Bern den Willen zur westlichen Ausdehnung gerettet. Im Westen sprang sein Groll gegen Frankreich auf, das mit Savoyen die Waadt bedrohte. Die geheimen Werbungen Frankreichs, die an der friedlichen Arbeit, am Gehorsam und an der öffentlichen Ordnung nagten, verstärkten ihn und prägten Bern die Pflicht ein, den Schäden des Landes zu wehren. Es verzichtete auf ein grosses Auftreten, die andern für die gleiche Enthaltsamkeit zu gewinnen. Es befürwortete jeden Vorschlag gegen Jahrgelder und Reislauf und warb unter den andern Orten für Eintracht gegenüber den Versuchungen des Auslandes, um die Sprengkräfte zu entladen, die ihm seine Niederlage eingebracht hatten. Mehr als gewöhnlich ging es aus sich heraus

und stand warnend unter den andern, die vom Duft der französischen Lilien betäubt waren, wie Anshelm sagt. Wenn Bern seinen Tatendrang feiern liess, um die undankbare Aufgabe des Sittenrichters zu übernehmen, so musste es bei sich selber anheben, seinen Grossen die Jahrgelder und dem Volk die Reislust abstellen. Es fragte sich, ob Bern auf diesem Weg durchhalten werde.

2. Novara und die Pensionenbriefe

Im Sommer 1499 überfiel Ludwig XII. von Frankreich Mailand, vertrieb Herzog Ludwig Sforza und nahm von der Lombardei Besitz. In diesen Streit konnte Bern nicht eingreifen, da sein Mailänder Kapitulat durch das französische Bündnis zwar nicht aufgehoben, aber in der Hilfsverpflichtung entkräftet war. Bern stand dem Herzog näher als dem König, aber es konnte kein volles Vertrauen zu ihm fassen und hatte ihn oft wegen seiner Ränke gewarnt. Als der Herzog anfangs 1500 warb, um Mailand zurückzuerobern, versagte ihm Bern die Hilfe. Gleichwohl liefen ihm die Reislustigen zu, darunter der Sohn des Schultheissen von Diesbach. Kaum hatte der Herzog Mailand gewonnen, erschien im März der gefürchtetste der Franzosen, Anton von Baissey, der Bälli, um Schweizer gegen die Schweizer in der Lombardei zu werben. In Bern rührte sich der französische Anhang, Anton von Erlach, der zügelloseste unter den Bandenführern, der der Obrigkeit schon viel Sorge bereitet hatte und noch mehr bereiten sollte, und Thomas Schöni, der das Geld verteilt. Umsonst legte die Obrigkeit ihr Verbot ein; sie war ohnmächtig gegen den Kronensack, der einige Durchdiefingerseher besser grüsste als die Knechte im Feld, meint Anshelm. In hellen Haufen liefen die Leute dem Bälli zu, und mit Tausenden eilte er nach Novara, wo seine Schweizer auf die Schweizer Sforzas stiessen.

Bern erkannte zuerst die Gefahr und entriss der Tagsatzung zu Luzern Ende März rettende Beschlüsse. Eilboten überbrachten den Knechten in beiden Lagern den Befehl, stillzustehen und nicht zu schlagen. Da die herzoglichen Schweizer die Schlacht verweigerten, wurde das Äusserste, das Blutvergiessen unter den Eidgenossen, vermieden. Die Schweizer Hauptleute taten ihr Bestes, den unglücklichen Herzog den Franzosen zu entziehen, als ein gieriger Reisläufer aus Uri ihn dem Bälli zeigte. Das war der sogenannte Verrat von Novara vom 10. April 1500. Wer den unseligen Ereignissen nicht aus der Nähe beiwohnte, musste die Schweizer des Worthbruchs zeihen, und Europa tat es. Die Anklage war zwar in

diesem Fall unzutreffend, im ganzen aber nicht unverdient. Die wahren Schuldigen standen nicht bei Novara; die Anklage fiel auf die Tagsatzungspolitik ohne Halt und Tugend. Bei Novara liefen ihre Sünden, Bestechlichkeit, Nachsicht, Mangel an eidgenössischem Gewissen, wo nicht in eine nationale Katastrophe, so doch in einen nationalen Makel aus. Und er brannte um so heißer, je grausamer sich das Los des Herzogs in den Händen seines Todfeindes gestaltete.

Eine Welle von Scham ging über das Land. Selbst die abgehrateten Jahrgeldnehmer erschraken «ob der bösen, schweren Nachrede, dass die Unsern den Herzog verkauft, übergeben und verraten hätten». Unverzüglich hob die Tagsatzung eine strenge Untersuchung an, weil sie zu gerne ein paar Beteiligte überführt hätte, um sich selber zu entlasten. Es verfing nicht, da am wirklichen Verrat nur jener Urner schuldig war, und da nicht der Vorfall von Novara, sondern ihr eigenes Versagen am Pranger stand. Bern, das sich am wenigsten vorzuwerfen hatte, verfuhr am strengsten, ob selbst Namen von bestem Klang getroffen wurden. Die Haupteute des Königs und des Herzogs wurden aus dem Grossen Rat und von ihren Landvogteien verstoßen, ins Gefängnis gesetzt und zu harter Geldbusse an den Münsterbau verurteilt. Thomas Schöni, der das französische Geld verteilt hatte, verlor Hab und Gut und wurde auf Lebzeiten aus dem Land gewiesen. Am Ostermontag 1500 wurde Diesbach als Schultheiss bestätigt und zugleich das Strafurteil beschworen, das seinen Sohn Wilhelm des Rates entsetzte und mit 200 Gulden Busse belegte. Andere Orte durften diese Strenge nicht anwenden, weil zu viele aus den ersten Kreisen bezichtigt waren, und begnügten sich mit Scheinstrafen.

Da allen das Gewissen schlug, entwarf die Tagsatzung zu Zürich auf den Antrag Berns am 7. April 1500 eine Verordnung gegen Jahrgelder und Reislauf, die dem Übel gesteuert, wenn die Kraft der Entsaugung dem guten Willen beigestanden hätte. Während die andern Orte sie nicht annahmen oder nur flüchtig hielten, wurde sie in Bern von beiden Räten am 10. April und dann von den Ämtern beschworen; sie galt für die Zeit der italienischen Feldzüge als Richtschnur, auf die man sich immer wieder berief. Sie untersagt jedermann, bei Strafe nach Ermessen der Obrigkeit, vom Ausland Jahrgelder und Geschenke zu nehmen. Niemand soll ohne Willen der Obrigkeit im Ausland Dienste suchen, wozu die Erlaubnis nicht nur von einem Ort, sondern von allen oder der Mehrheit gegeben werden muss; der Schuldige wird sogleich ins Gefängnis

gesetzt und an Ehren, Leib und Gut gestraft, wobei es ihm nicht helfen soll, dass er seinen Wohnsitz in einen andern Ort oder in das Ausland verlegt, um dem Solddienst nachzugehen; wenn er zurückkehrt, wird das Urteil an ihm vollzogen. Werber und Hauptleute, die Leute aufwiegeln und wegführen, erleiden den Tod. Bern fügte dem Mandat noch bei, wer an der Eidleistung absichtlich oder zufällig nicht teilgenommen habe, werde dafür angesehen, dass er geschworen habe.

Diese Bestrebungen stellten weder die geschädigte Ehre der Schweiz wieder her, noch taten die Vorgänge zu Novara der Unentbehrlichkeit der Schweizer Abbruch.

Bern konnte sich mit der Eroberung Mailands nicht versöhnen. Dazu kam noch das Ärgernis, dass Ludwig XII. sich weigerte, den entlassenen Knechten den Sold zu bezahlen, so dass ein paar Berner seinen Gesandten auf offener Strasse ausplünderten; schliesslich fand sie der König mit einem Fünftel ihrer Forderungen ab. Darum trat Bern, das Mandat in der Hand, im April 1500 vom französischen Bündnis zurück, indem es auf das Jahrgeld verzichtete und seine Hilfsverpflichtung als gelöst erklärte. Ebenso offen bekundete Bern seine Haltung, als es am 31. Oktober 1500 samt Zürich, Unterwalden und Uri die Ewige Richtung von 1474 mit König Maximilian erneuerte, worin jedoch die Hilfsverpflichtung ausgeschaltet war. Dabei sah es sich von seinen ältesten Verbündeten Freiburg und Solothurn verlassen, weil diese sich Frankreich ergeben hatten. Als Basel 1501 in den Bund aufgenommen wurde und den Rang vor Freiburg und Solothurn erhielt, trugen diese umsonst ihre Klage unter Berufung auf die alten Burgrechte nach Bern; es gab ihnen nur eine förmliche Antwort.

Da Bern nun der äusseren Verpflichtungen ledig war, setzte es den Kampf gegen das Landesübel mit einem Ernst fort, der in der Eidgenossenschaft selten war. Um das Mandat einzuschärfen, verdammte der Rat 1501 unter Zuziehung von Abgeordneten der Ämter drei Reisläufer zum Tod. Da aber das Volk unwillig rief, man solle diese Strafe auch an den Vornehmen vollziehen, so wurden keine Todesurteile mehr gefällt und auch die hohen Sünder schwer getroffen, so dem unverbesserlichen Ludwig von Erlach 1503 Hab und Gut versteigert. Doch stiess der Rat mit seiner Folgerichtigkeit selbst bei den eigenen Leuten auf Unwillen. Auf dem Land erhob sich der Tadel, dass die Obrigkeit von den Eidgenossen sich gesondert, das französische Bündnis aufgesagt und auf das gemeine

Jahrgeld verzichtet habe. Um ihre Stellung zu klären, griff die Obrigkeit zur Volksanfrage und liess im März 1502 durch Ratsboten die Ansicht der Ämter einholen. Wohl wünschten einige die Rückkehr zum Bündnis, damit die Orte einig seien; die Mehrzahl stellte sich hinter die Obrigkeit, und so bestätigten beide Räte am Ostermontag 1502 das Verbot der gemeinen wie der persönlichen Jahrgelder.

Da die Obrigkeit erkannte, dass ihre einsame Strenge nicht Wandel schaffen könne, da sie den Kampf gegen das Übel einrächtig mit den andern Orten führen wollte, da sie auch wusste, wie schwach ihre gesonderte Stellung in der Sturmflut der Zeit war, drängte sie auf ein eidgenössisches Verbot. Dazu war der Augenblick günstig gewählt; berechnete man doch, dass seit 1494 die italienischen Feldzüge 30 000 Schweizer verschlungen hätten. «Eidgenössisches Fleisch war wohlfeiler denn Kalbfleisch», klagt Anshelm. Wohl hatte sich noch nicht die Ansicht durchgerungen, dass das Menschenleben das Kostbarste für den Staat sei; aber die Pflicht drängte sich auf, dem zerstörenden Treiben Einhalt zu gebieten. Aus der Verwahrlosung des Söldnertums stieg die Sehnsucht nach Erlösung, nach einem heroischen Entschluss, einem durchgreifenden Verbot fremder Gelder und Dienste auf. Das Volk erwartete eine grosse Tat.

Seit Jahren stritt man sich auf der Tagsatzung um die eidgenössische Gesundung, indem die einen alles untersagen, die andern alles beim alten bleiben lassen wollten, bis man sich schliesslich auf eine Mittellinie einigte. Selbst dazu bedurfte es der erschütternden Nachrichten vom neuen Kampf um Neapel, den die Franzosen seit 1501 mit schweren schweizerischen Blutopfern ausfochten, bedurfte es der dämonischen Beredsamkeit des Bischofs Matthäus Schiner von Sitten, der seinen lebenslangen Franzosenhass an die eidgenössischen Tage trug, bedurfte es des Gewichts von Bern. Am 21. Juli 1503 stimmten alle zwölf Orte und die Zugewandten St. Gallen und Appenzell dem gemeinsamen Pensionenbrief zu. Die Annahme von privaten Geschenken und Geldern wird mit Amtsverlust, Ehrlosigkeit und Busse an Leib und Gut geahndet; heimliche Werber werden hingerichtet, heimlich Geworbene mit Gefängnis und Geld gestraft. Am 30. August kam unter zehn Orten sogar noch der Beibrief zustande, dass man fremde Bündnisse nur mit der Mehrheit der Orte eingehen wolle. Das Volk atmete auf, als es die erlösende Tat vernahm. Eidgenössische Gesandte nahmen

den Schwur in den Orten entgegen, und die freudige Erregung, mit der Volk und Obrigkeit dem verderblichen Unwesen entsagten, schien Gewähr für eine gereinigte eidgenössische Politik zu bieten. Anshelm wird in seiner Chronik immer beredter, um der alten Sitte einfalt die neue Hoffart mit Kleidern, Putz, Gerät, Waffen und Bauten, den Aufwand mit Festen, Gastmählern und fremden Weinen, was alles das Land dem Reislauf und seinem Sündenlohn verdanke, entgegenzustellen; die Pracht habe sogar die Bauern angesteckt, so dass sie in Seide gingen. In der ersten Ergriffenheit entsagten einige Orte sogar den gemeinen Jahrgeldern; in Bern leisteten beide Räte erneut den Schwur darauf.

Das empfahl den Pensionenbrief in Bern, dass er den französischen Einfluss traf und Berns Politik bestätigte. Freilich begehrte Bern nicht den Bruch mit Frankreich, sondern suchte vielmehr die Reibungen zu beheben. In den hartnäckigen Auseinandersetzungen zwischen Ludwig XII. und den Waldstätten um die Grafschaft Bellinzona hielt Bern jahrelang vermittelnd die Waffen der Waldleute darnieder. Als Uri im Frühjahr 1503 dem König den Krieg ansagte und die andern Orte mahnte, sandte Bern 1500 Mann über den Gotthard, worauf Ludwig XII. ohne Kampf nachgab und im Frieden von Arona auf Bellinzona verzichtete, und wie im Juni 1503 das Mailänder Kapitulat mit dem König erneut wurde, setzte Bern durch, dass dieser Vertrag nur so lange Gültigkeit habe, als der König Mailand wirklich innehabe, weil es diese Provinz nicht als rechtmässigen Besitz Frankreichs betrachtete.

Mochten auch solche Erfolge in der äussern Politik Berns Selbstgefühl stärken, in der innern nahm Frankreich seine Vergeltung. So übel der König mit den Eidgenossen umging, das Wort brach, seine Schuldigkeit sich abpressen liess und zuweilen nur der Waffendrohung wich, wie sehr er das nationale Gefühl kränkte und die Söldner als Zuläufer missachtete, die er nach Belieben entlöhnte, so überwand doch die Anziehungskraft seines Goldes die vaterländische Tugend. Dem Pensionenbrief haftete die Schwäche des Kompromisses an, indem er die Jahrgelder, die in die öffentliche Kasse flossen, und die Söldnererbewerbungen, die von der Obrigkeit gestattet waren, gelten liess. Höhnend nennt Anshelm die Staatspensionen das Lockmittel, das widerstrebende Kind an die Mutterbrust zurückzuführen. Die Regierungen erlahmten an der Strenge des Briefes und wandten die Strafbestimmungen nur lässig an, da man das halbe Volk ins Gefängnis setzen müsse. Der Eigennutz, der in der ersten herrlichen Aufwallung verstummt war, fand in

der einkehrenden Ernüchterung seine verräterische Stimme wieder. So war es auch in Bern.

In Bern hatte der Ernst der Sittenerneuerung von je mit den Begierden der kriegslustigen Jugend auf dem Lande und des jahrgeldsüchtigen Alters in der Stadt zu kämpfen gehabt. Zu Ostern 1504 zeigte sich das erste Zeichen von Schwäche. Der Grosse Rat bestätigte gegen den Willen des Kleinen die Mitglieder, die wegen des Reislaufs und der Jahrgelder ausgestossen worden waren, weil er volksnäher war als der Kleine, so dass die Gehorsamen den Spott der Ungetreuen, die im Groben verdient hatten, über sich gehen lassen mussten. Einige Vornehme umgingen das Gesetz, indem sie ihre Habe dem König verpfändeten, ohne die Pfandsumme je zu verzinsen oder zurückzuzahlen. Da die Sehnsucht nach dem französischen Bündnis immer mehr zutage kam, vereinigten sich im Herbst 1505 alle Anstrengungen, um Berns Enthaltsamkeit zu Fall zu bringen. Berns franzosenfreundlicher Seelenhirt zu Lausanne, Bischof Aymo von Montfalcon, erschien mit Boten von Freiburg und Solothurn und erschütterte die Festigkeit des Rats. Da Stadt und Land gemeinsam den Schwur auf den Pensionenbrief abgelegt hatten, fragte der Rat zuerst die Ämter an und erhielt zwiespältige Antworten, je nachdem gerade das friedliebende Alter oder das tatendurstige Jungvolk den Ton angab. Nun erschien Montfalcon wieder in Bern und brachte fünf verfallene Jahrgelder. Da die Obrigkeit der Verlegenheit inne war, dass sie auf die Dauer ihrem Volk nicht den Weg ins Ausland verlegen könne, wenn ringsum die Knechte in die Fremde liefen, ergab sie sich, und am 24. November 1505 hob der Grosse Rat mit geringem Mehr das eidgenössische Pensionenverbot auf, setzte das französische Bündnis wieder in Kraft und nahm die verfallenen Pensionen. Auf den Knien empfingen beide Räte vom Bischof die Absolution für den Abfall vom Eid. Allerdings hatte sich Bern damit nicht zum König, sondern nur zu seinem Geld bekehrt. Auch blieb das bernische Reislaufgesetz von 1500 weiter in Kraft. Aber weil der Rat im Kampf um den französischen Einfluss nicht das ganze Volk hinter sich und die andern Orte gegen sich hatte, erlitt er eine Niederlage, die eine unglückliche Wende in die bernische Aussenpolitik trug. Er wurde von einer lähmenden Unsicherheit geschlagen, die auf eine grosse Linie verzichtete und sich damit begnügte, das Beste aus den Zufällen des Tages zu machen.

Bern musste seinen Rückfall rasch entgelten. Als König Ludwig 1507 die bündnisgemässen Hilfe zum Schutz von Mailand, wie er

vorwandte, verlangte, erhielt er von allen Orten Zuzug, von Bern 600 Mann. Wider das Wort wurden sie gegen die Republik Genua eingesetzt. Als ein zorniges Schreiben König Maximilians die Tagsatzung aufklärte, war es zu spät. Umsonst eilten Berns Boten den Knechten nach, um sie heimzumahnen; sie wurden von ihnen nicht erhört. Beim Sturm auf Genua zeichneten sich die Schweizer mit gewohnter Tapferkeit aus und halfen die Freiheit der Stadt vernichten. Beschämmt musste die Tagsatzung König Maximilian Gegenrecht halten und sagte ihm zu Pfingsten 1507 die Erneuerung der Erbvereinigung und 6000 Mann für den Zug nach Rom zu, wo er sich die langersehnte Kaiserkrone holen wollte. Schon hatten neun Orte, darunter Bern, in diesen Beschluss eingewilligt, schon schien Frankreichs Einfluss gebrochen, als die Franzosen ein Kraftstück leisteten, das alles Erlebte überbot.

Zwei Gesandte verteilten sich mit ihrem Schwarm auf die Schweiz. Nach Bern kam Pierre Louis de Valtan, Bischof von Rieux, der durch die Schule des Bälli gegangen war. Er hielt an Wochenmärkten die Landleute zu Gast, zahlte Zechen für tausend und mehr Personen, liess sich auf der Strasse von Frauen und Mädchen anhalten und löste sich lachend mit Gold; er nahm Wirte und Dirnen in Sold und machte die Stadt toll. Eine Woge von Trunkenheit schien den letzten Vorbehalt gegen Frankreich hinwegzuschwemmen. Wie ehedem nahm der Kleine Rat sein besonderes Jahrgeld von 1000 Franken, zum erstenmal wurde dem Grossen ein solches von 2000 Franken ausgesetzt, und am 24. September trat Bern von der Vereinigung mit Maximilian und der Truppenstellung zurück. Wenn die Obrigkeit in einem Erlass an die Ämter erklärte, sie habe das Geld genommen, um die andern Orte nicht zu kränken, so war das keine verlegene Entschuldigung, sondern die zutreffende Erinnerung daran, dass ihr das Landvolk ein paar Jahre zuvor, als sie aller französischen Pension entsagte, vorgeworfen hatte, sie habe sich von den Eidgenossen abgesondert.

Ebenso erfolgreich waren die Franzosen in den andern Orten, zumal die Mittellosigkeit Maximilians ihre Künste unterstützte. Solche Fortschritte machten sie, dass sie mit dem Anspruch vor die Tagsatzung traten, ihre Allianz schliesse jede andere Verbindung mit dem Ausland aus. Die Tagsatzung fiel von Maximilian ab und verweigerte ihm die Vereinigung und den Zuzug unter dem Vorwand, sie könne nicht Ludwig XII., den sie als Herrn von Mailand anerkannt habe, vertreiben helfen. Ohne Schweizer trat Maximilian 1508 die Fahrt an und gelangte wieder nicht nach Rom,

sondern nahm unterwegs den Titel eines erwählten römischen Kaisers an.

Da Bern mit der Tagsatzung ausdrücklich Ludwig XII. als Herrn der Lombardei anerkannt hatte, schien es sich ganz Frankreich überlassen zu wollen. In Wirklichkeit war es einem Überfall der Gunst und des Geldes erlegen, ohne sich Frankreich zu ergeben. Nicht lange, so nahm die gewundene Linie seiner Aussenpolitik erneut eine Wendung gegen Frankreich. Aber die Widersprüche der Politik fielen auf ihre Urheber zurück, da die Obrigkeiten die Söldner nicht mehr meistern konnten. Gelinde, furchtsame Herren — harte, frevle Knechte, urteilt Anshelm. Als im Frühjahr 1508 die Knechte dem König Ludwig wie Maximilian zuliefen, legte der Rat einen erschütternden Rechenschaftsbericht ab: da die Knechte in verfeindeten Lagern dienten, könnte es geschehen, dass sie gegeneinander schlagen müssten, was ein Schaden in alle Ewigkeit wäre; so sei die Landschaft von Leuten entblösst, dass es schwer wäre, sie gegen einen plötzlichen Angriff zu verteidigen; darum begehrte sie den Rat und den Willen der Ämter zu vernehmen. Das war das Ergebnis der Volksanfrage, dass Bern noch einmal das Gewissen der Tagsatzung aufrief und seinen Boten die Weisung gab, es sei entschlossen, das Bündnis mit Frankreich bis zu dessen Ablauf 1509 zu halten, dann aber im Verein mit den andern Orten aller Fürsten und Herren müssig zu gehen; darum beantrage es, den Pensionenbrief von 1503 neu zu bekräftigen. Doch damit drang es nicht durch. Es war ein seltsames, kaum zu durchschauendes Ringen in Bern, in dem die guten und die bösen Geister sich massen. Es gab eine aufrechte Gruppe im Rat, die immer wieder vom fremden Geld besiegt wurde und doch nicht nachgab. Wie sich die Namen auf die Parteien verteilten, ist unerfindlich.

Es ging mit dem Pensionenbrief im grossen, wie es im kleinen oft gegangen war: mutige Anläufe, die mit strengen Strafen einsetzten und mit Nachsehen und Verzeihen endeten. Am Ausfall des Verdienstes erlahmte die nationale Erhebung, so dass die Tagsatzung am 1. Juli 1508 beschloss, Pensionen und Reislaufen dem Belieben der Orte zu überlassen, womit man sich das Wort zurückgab. Es war nicht anders möglich, da ein Beharren auf dem Vorsatz eine schier übermenschliche Enthaltsamkeit gefordert hätte; lebte man doch durchgehends über den Stand hinaus, so dass man der fremden Zuschüsse nicht entraten konnte. Der Taumel der Leidenschaften, der die Bande der Scham, des Gehorsams und der Menschlichkeit löste und das Eigensüchtigste, Ehrgeiz und Geld-

gier, entfesselte, trieb erst seinen letzten glorreichen und tragischen Höhepunkten zu; der Sturm sollte sich erst legen, als die Reformation Halt gebot.

3. Der Furnohandel

In Savoyen regierte seit 1503 der junge Karl III., der in sterner Furcht vor den Eidgenossen aufgewachsen war. Seit Jahrzehnten war die Erhaltung Savoyens für Bern Notwendigkeit und Ehrensache geworden. Es hatte Savoyen vor den Gelüsten Frankreichs geschirmt und im Schwabenkrieg seine eidgenössische Geltung gewagt, um die Hand für Savoyen frei zu halten. Nicht minder hatte es über den Streitigkeiten zwischen Savoyen und dem Wallis gewacht, um einen Krieg zu verhindern, der Frankreich anlocken konnte, und die in den Walliser Bergwerken angelegten Gelder Berns zu sichern, wobei Diesbach unermüdlich seine Vermittlungskunst einsetzte. So erhitzt war die Stimmung, dass zu den Verhandlungen in Bex 1506 die Walliser und die Berner mit ein paar hundert Bewaffneten erschienen. Bern, das für Savoyen einstand, fand im ränkevollen Talent Schiners einen Gegner, der ihm gewachsen war. Erst als Schiner gegen Frankreich gedeckt sein wollte, wurde 1507 die endgültige Versöhnung zwischen Savoyen und dem Wallis im Frieden von Ivrea möglich.

Bald darauf genügte ein luftiger Zwischenfall, dass Bern Savoyen in arge Not stürzte. Im März 1508 erschien Johann de Furno, früher Geheimschreiber des Herzogshauses, vor dem Rat in Bern und eröffnete, dass der 1489 verstorбene Herzog Karl I. den Städten Bern und Freiburg aus treuer Anhänglichkeit zusammen 350 000 Gulden, eine Unsumme, vermacht habe, und belegte es mit einer Urkunde. Hocherfreut begabte Bern den Fremdling mit dem Burgrecht, einem Haus und einer jährlichen Rente von 450 Gulden und verlangte mit Freiburg von Karl III. das Vermächtnis samt Zins heraus, ohne die Überlegungen anzustellen, die hier geboten waren. Bern vergass seiner bisherigen Politik, wenn es Savoyen schwächte, während Frankreichs Grossmacht unangefochten da stand. Es schien, als ob sich Bern der Sorge um die Waadt und Savoyen in dem Mass entwöhnte, als es sich an die französische Herrschaft über die Lombardei gewöhnte.

In Savoyen glaubte man zunächst an ein Missverständnis. Umsonst wiesen die Gesandten des Herzogs die Fälschung der Urkunde nach, die sie als Rache erklärten, weil Furno vom Hof schimpflich

entlassen worden sei. Umsonst wurden verfeindete Fürsten, Kaiser Maximilian, Ludwig XII. und Papst Julius II., durch das Ärgernis bewogen, einmütig für den Herzog einzutreten. In Bern selbst überzeugten sich die Einsichtigen vom Betrug; Diesbach hielt sich vom Geschäft fern. Der Rat war nicht frei, da das Volk, von ihm um den Handel befragt, auf der Zahlung beharrte. Auch mochte der Gedanke auftauchen, vom Herzog statt des Geldes die ersehnten Gebiete am Genfersee zu empfangen. Die beiden Städte nötigten den Herzog zu einem Vergleich, worin er ihnen 125 000 Gulden zusicherte und dafür die Länder am Genfersee zum Pfand setzte, wogegen sie 1509 das alte Schutzbündnis mit ihm erneuerten. Anshelm lässt merken, dass er den Handel für ein Unrecht hält, und die adelige Stube zu Distelzwang weigerte Furno die Aufnahme. Dass Bern auf das Gaukelspiel einging, das Savoyen verderben oder Frankreich zutreiben konnte, verrät eine Richtungslosigkeit, die der hergebrachten Notwendigkeit vergass, um den nächsten Nutzen einzuheimsen.

Nachdem Furno 1510 in der Kirche zu Freiburg geeidet hatte, er kenne kein weiteres Vermächtnis des alten Herzogs, brachte er 1511 eine neue Urkunde hervor, wonach Karl I. jedem der acht übrigen Orte 100 000 Gulden hinterliess, worauf diese drohend das Geld forderten. Nicht nur der Herzog, sondern auch Bern und Freiburg erschraken ob dieser ruinierenden Summe. Bern war um so mehr betroffen, als die neue Urkunde den acht Orten die Waadt zum Pfand setzte. Wie immer, wenn dieses Gebiet berührt wurde, erwachte seine Entschlossenheit, da es nimmer die östlichen Orte im Westen einlassen wollte. Bern versuchte es mit Entgegenkommen und wollte mit Freiburg die ihnen vom Herzog verschriebene Summe zum Besten aller Orte dargeben. Die unbeteiligten Städte Basel und Schaffhausen legten sich dazwischen, und Zürich stellte auf der Tagsatzung die Urkunde in Frage, trotzdem es auch bedacht war. Nicht minder entschieden schritten die benachbarten Fürsten ein, weil sie es als einen Schimpf empfanden, dass einer von ihnen so höhnend ausgebeutet wurde.

Doch alle Verwendung war umsonst. Aus den innern Orten scholl es zurück, was Bern billig gewesen sei, komme auch ihnen zu. Sie stellten sich blind und entfalteten ihre Zeichen, um das Pfand am Genfersee zu behändigen. Wie ihre Scharen an der bernischen Grenze standen, warf ihnen Bern 6000 Mann entgegen, entschlossen, sein Zukunftsland im Westen mit den Waffen zu bewahren. Da sich die Innerschweizer vor diesem drohenden Ernst endlich

Rechenschaft gaben, standen sie ab und zogen heim. Zu Bern wurde im Juni 1511 ein Vertrag abgeschlossen, wonach der Herzog aus gnädigem nachbarlichem Willen den zehn Orten 300 000 Gulden in Fristzahlungen zusagte, womit wenigstens der Schein des Anstands gewahrt wurde. Selbst diesen drückenden Vergleich musste der Herzog mit Bestechungen erkaufen. Er schickte sein Silbergeschirr in die Münze von Bern, nahm Anlehen in Basel auf, um den ersten Betrag zu leisten, und legte schwere Steuern auf seine Untertanen, bis er nach Jahren von den Orten Nachlass erhielt. Als er nachmals durch sein Verhalten gegen Genf die Entrüstung herausforderte, vergass man zu leicht, was er von den Schweizern gelernt hatte. Dass Bern überhaupt auf diesen Handel einging, bekundete erneut, wie sehr es sich verloren hatte und keine Klarheit wusste, mit der es das Mass geben konnte. Erst im letzten Augenblick schreckte es aus seiner Vergessenheit auf und besann sich auf seine Pflichten gegen Savoyen, besann sich auch, dass es nicht mit dem Willen, sondern trotz der andern Orte Vormacht in Burgund geworden war. Der Furnohandel war nicht nur ein übler Zwischenfall, sondern liess einen Keim in der bernischen Politik zurück. Bern hatte sich Savoyen entfremdet; jeder Schritt aber von Savoyen weg führte auf Frankreich zu, und das sollte seine Folgen haben.

4. Die Abwendung von Frankreich

In der europäischen Politik bereitete sich Ende 1508 Merkwürdiges vor. Alte Gegner fanden sich gegen Venedig, das wundersamste politische und wirtschaftliche Gebilde der damaligen Zeit. Betroffen vernahm Bern, dass sich Ludwig XII. und Kaiser Maximilian versöhnt und mit dem Papst und Spanien die Liga von Cambrai geschlossen hätten, um die stolze Herrscherin der Adria zum Fischerdorf zu erniedrigen. Das ging auch Bern an, das gleich Venedig seinen Ruhm darin fand, dass es mitten unter Fürsten ein republikanischer Stadtstaat war. Es hiess, nach Venedig werde es gegen die Eidgenossenschaft gehen. Die Ersten des Rates bereisten die Ämter, um das Volk vom Dienst gegen Venedig abzumahnhen. Gleichwohl zogen die Unbotmässigen unter den bekannten Sündern Ludwig von Erlach und Hans von Diesbach aus, wurden aber nach der Rückkehr mit der Nachsicht, die immer mehr üblich wurde, nur mit Geld gebüsst. Der Plan der Liga misslang, da sich Venedig auch diesmal glatt den Nachstellungen des Neides entzog.

Die Liga hatte ihren Rückschlag auf die Schweiz. Da Ludwig XII. mit Maximilian vertragen war, standen ihm die billigeren deutschen Landsknechte zu Diensten, so dass er der Schweizer nicht mehr bedurfte. Er bezeigte es ihnen auch, trotzdem sie ihm den grossen Sieg bei Agnadello über die Venezianer davongetragen hatten. Mag es auch übertrieben sein, wenn Anshelm berichtet, er habe sie Schelmen, Schurken und Kuhbauern gescholten und ohne Sold aus dem Lager gejagt, so behandelte er sie doch so filzig und wegwerfend, dass sie von selber gingen und das Land mit ihrem Lärm erfüllten, eben als im Mai 1509 das zehnjährige Bündnis mit Frankreich erlosch. Zwar kamen Gesandte des Königs, um es zu erneuern; aber sie boten Bedingungen, aus denen man las, dass Ludwig XII. unwillig sei, noch länger die Abhängigkeit von den Schweizern zu ertragen; vielmehr sollten sie sich ihm mit gebundenen Händen überliefern, das Unklügste, was man dem reizbaren Selbstgefühl der gefürchtetsten Krieger bieten konnte. Und nun brach alles durch, was man seit Jahren gegen den König auf dem Herzen hatte, der Verrat von Novara, der erzwungene Friede von Arona, die Skandale seiner Gesandten, die gebrochenen Versprechungen, die schnöde Abfindung der Knechte. Und es traf sich, dass in denselben Wochen der Tagsatzung Bündnisanträge von Venedig, dem Papst und dem Kaiser vorlagen. Die Tagsatzung wies das französische Angebot von sich und erneuerte das Bündnis nicht. Wohl mochte sich Bern erinnern, unter welchen Umständen es zehn Jahre zuvor in das Bündnis genötigt worden war. Und doch äusserte es keine besondere Genugtuung, dass jetzt die Fessel gefallen war; denn sachte setzte eben in Bern die Wendung ein. Mochte es auch nicht so weit sein, dass sich in Bern die Stimmen für und wieder Frankreich massen, so gab es doch einen kleinen Kreis, der wieder Zuvorsicht zu Frankreich fasste. Es ist eigentlich, wie Bern Frankreich abgesagt hatte, als dessen Einfluss in der übrigen Schweiz mächtig war, und sich Frankreich zu nähern begann, als dieser Einfluss sank. Die westschweizerische Politik behielt Bern stille Nötigungen vor, die durch die Jahrhunderte kaum erfüllt werden können. Wenn die bernische Geschichte immer wieder zur eidgenössischen wurde, so geschah das, weil sich Bern ebenso oft im Gegensatz wie in der Übereinstimmung mit der Eidgenossenschaft befand.

Das Erlöschen des Bündnisses war noch nicht der Bruch mit Frankreich, wohl aber der Anfang dazu. Die andern Mächte erkannten die Tragweite besser als die Beteiligten. So war die Be-

deutung der Schweiz, dass sie nur ihr Schwergewicht aus der einen Waagschale zu nehmen brauchte, so schnellte diese empor, und die europäische Politik stellte sich um. Von verschiedenen Seiten nahten die Versuche, die Schweiz neu zu binden.

Zunächst wurde die Kurie erhört. Papst Julius II. war ursprünglich ein Freund Frankreichs; aber nach der Unterwerfung Genuas schlug seine Zustimmung um, und sein Ehrgeiz brannte, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, womit seine Politik nationalen Gehalt empfing. Seit 1509 liess er in der Schweiz für ein Bündnis werben, für das sein Gesandter Gabionetta mit Ablassbriefen arbeitete, die den strenggläubigen, aber im Genuss taumelnden Seelen alle Erleichterung gewährten. Der Erfolg reifte erst, als Schiner eingriff. Matthäus Schiner wurde gegen 1465 zu Mühlebach im Oberwallis geboren, erwarb sich als fahrender Schüler unter Entbehrungen die humanistische Bildung und stieg 1499 vom Dorfpfarrer zum Bischof von Sitten empor. Wohl leuchtete er als Kirchenfürst im Sittenverfall des Klerus durch apostolische Strenge hervor; aber von hochfliegendem Ehrgeiz und hinreissender Beredsamkeit beschwingt, ergriff er mit verzehrender Leidenschaft die hohe Politik, ein Sohn seiner Zeit, die er mit ihren guten und schlimmen Antrieben umfasste. In einem unterschied er sich von den andern schweizerischen Politikern; er wandelte nie seine Gesinnung, sie war lebenslanger Franzosenhass. Manchen Erfolg über Frankreich hatte er schon davongetragen, keiner befriedigte ihn so sehr, wie der Sieg der Kurie in der Schweiz. Er bewog die zwölf Orte und das Wallis, am 10. März 1510 mit dem Papst ein Bündnis auf fünf Jahre einzugehen. Die Orte übernehmen den Schutz des Kirchenstaates, gestatten dem Papst, bis 6000 Mann zu seiner Verteidigung werben zu lassen, und verpflichten sich, ohne seine Zustimmung kein anderes Bündnis einzugehen, womit sie sich die Rückkehr zu Frankreich abschnitten; dafür empfängt jeder Ort ein Jahrgeld von 1000 Gulden. Die Eidgenossen scheinen die Absicht des Papstes, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, nicht tiefer erschaut zu haben, und beruhigten sich mit dem defensiven Charakter des Bündnisses.

An die Genehmigung des Bündnisses knüpfte der Rat von Bern eine Anzahl von Begehren an die Kurie, namentlich, um das Chorherrenstift zu St. Vinzenz, das nicht gedieh, wie man gehofft hatte, in Aufgang zu bringen. Er wünschte es von den päpstlichen Anna-ten zu befreien, ihm vermehrten Ablass zu verschaffen und ihm die reiche Abtei von Payerne einzuverleiben, was er damit begründete,

dass nie mehr als die Hälfte der 24 Chorherrenstellen wegen Mangel hätten besetzt werden können. Doch umsonst trug der an der Kurie wohlerfahrene Chorherr Constanz Keller das Gesuch nach Rom; er fand nicht das erhoffte Gehör und verwendete sich insbesondere vergeblich für die Einverleibung der Abtei Payerne.

Und jetzt kam endlich auch Kaiser Maximilian bei den Schweizern an. Seit 25 Jahren hatte er eine Verständigung mit ihnen gesucht; aber wie oft waren seine Anträge von den Franzosen durchkreuzt worden. Jetzt, da Frankreich gesunken war, fand er Eingang und schloss mit der Eidgenossenschaft am 7. Februar 1511 die Erbvereinigung, einen dauernden Freundschaftsvertrag, der die Ewige Richtung von 1474 erweiterte und die letzten Anstände besiegte, insbesondere noch einmal Habsburgs Verzicht auf die verlorenen Länder in der Schweiz aussprach. Die Erbvereinigung wurde ein Grundpfeiler der Aussenpolitik bis 1798, ohne freilich die Anziehungskraft eines Bündnisses auszustrahlen, da ihr die Würze solcher Verträge fehlte; denn der Kaiser, der über die Landsknechte verfügte, warb nicht und liess es bei einem Jahrgeld von 200 Gulden für jeden Ort bewenden.

Bei der waghalsigen Auffassung, mit der man Politik und Reislauf als ein grosses Abenteuer genoss, vollzog die Schweiz ihren europäischen Stellungswechsel ohne sichtbare Beschwerden. Auf die persönlichen Verhältnisse des einzelnen hatte er freilich einen herben Rückschlag, der im Wallis so heftig einfiel, dass er auch Bern traf. Durch Jahrzehnte hatte Georg Supersaxo im Wallis geboten. Da er sich auf den Umgang mit den Grossen und mit seinen Landsleuten gleich gut verstand, hatte er einen ragenden Reichtum und eine Volkstümlichkeit erworben, die ihm die Macht zu verbürgen schienen. Er vergab den Stuhl von Sitten und erhob 1499 Matthäus Schiner zum Bischof. Beide beherrschten einträglich das Land, solange sie im Franzosenhass zusammengingen. Doch 1507 schwenkte Supersaxo zu Frankreich hinüber und entfesselte einen Streit, der das Wallis durch 20 Jahre aufwöhlen und mit Greueln beflecken sollte. Mit ungezähmter Leidenschaft traten die Parteien gegeneinander an, und dabei befand sich Schiner von vornherein in einer gefährdeten Stellung. Mochte Schiner auch in den Künsten der hohen Politik Meister sein, der Gegner verstand sich auf die Ränke des Dorfes, die in diesem Tal der Volksherrschaft den Ausschlag gaben. Mochte Schiners Name auch mit Ruhm in die Geschichte eingehen und der Gegner ihm nur wie ein dunkler Schat-

ten nachgleiten, das Volk stellte sich doch die grosse Politik unter der vertrauten Gestalt Supersaxos vor. Schiners hoher, kalter Verstand, seine Strenge, seine erlesene Bildung blieben ihm fremd, ja unheimlich, während Supersaxos lebenswarme Alltäglichkeit jedermann vertraut war.

Es gelang Supersaxo im Frühjahr 1510 die drei oberen Zehnten für das französische Bündnis zu gewinnen, während Schiner die unteren dem päpstlichen Bündnis zuführte. Ein wilder Kampf erhob sich, in dem der Kirchenmann dem weltlichen Gegner an grausamer Unerbittlichkeit nichts nachgab. Wollte Supersaxo Schiner vom Stuhl von Sitten stossen, um seinen Sohn darauf zu heben, so trachtete Schiner nach dem Kopf des Volksverführers. Es war im entlegenen Tal ein Ringen auf dem Hintergrund weltgeschichtlicher Vorgänge. Der Hader sprang auf Bern über, wo beide Gegner wohlbekannt waren. Wenn es auch nicht bezeugt ist, dass Schiner als armer Knabe in Bern studiert und Wohltaten empfangen hat, so trat er als Bischof und Landesherr mit Bern in manche Beziehung und stand mit ihm im Bündnis. Die Stadt wusste ihm Dank, weil er als Richter im Jetzerprozess nach seiner gebietenden Art den strengsten Entscheid gefällt hatte. Aber auch Supersaxo war in Bern befreundet und verburgrechtet. Zunächst trat Bern für Schiner ein. Nachdem eine Ratsabordnung umsonst versucht hatte, die obren Zehnten vom französischen Bündnis abzuhalten, stiess der Rat Supersaxo, ohne ihn abzuhören, aus dem Burgrecht. Gewalttätig setzte es Schiner im Landrat durch, dass Supersaxo als Hochverräter verdammt und der Habe verlustig erklärt wurde. Supersaxo floh und kam im Herbst 1510 über Freiburg, um bei der Tagsatzung Recht zu suchen. Hier wurde er verhaftet. Schiner, der auch jetzt noch die Volkstümlichkeit des Gegners fürchtete, eilte nach Freiburg, um den Tod des Gegners zu erwirken, und traf es günstig, weil damals die Franzosenfeinde unter Venner Falk die Mehrheit über die Franzosenfreunde unter Schultheiss Arsent hatten. So entfesselte Schiner ein Untersuchungsverfahren gegen Supersaxo, in dem die übliche Härte durch die Parteisucht zur Roheit getrieben wurde. Schon erwartete man das Bluturteil gegen den Angeklagten, als er in einer Januarnacht mit Hilfe zweier Ratsdiener, die seine Frau mit Geld gewonnen hatte, entsprang und nach Neuenburg floh. Freiburg sandte 300 Mann, um ihn dort zu fangen; die Bürgerschaft von Neuenburg trat unter Waffen, um ihn zu schirmen, als Berns Boten dazwischenkamen und seine Auslieferung nach Bern erwirkten. Hier wurde er in strenge Haft ge-

nommen und sah einem harten Gericht entgegen, als die empörenden Vorgänge in Freiburg die Stimmung zu seinen Gunsten wandten.

In Freiburg fiel die Rache der enttäuschten Franzosenfeinde auf den Altschultheissen Arsent, der um Supersaxos Flucht gewusst hatte. Er wurde verhaftet und auf den Tod angeklagt. Darob geriet die Eidgenossenschaft in Aufruhr, weil die Parteisucht, die Freiburg zerriss, in allen Orten wütete. Bern empörte sich über die Willkür des freiburgischen Gerichts, zumal Arsent Schwiegersohn des Schultheissen von Diesbach war. Die mächtige Familie Diesbach erschien mit dem Anhang Frankreichs vor dem Rat, um ihr Leid zur Staatssache zu erheben. Bern, die Eidgenossenschaft legten Einspruch in Freiburg ein. Zu dem Gerichtstag über Arsent begab sich die ganze Familie Diesbach nach Freiburg, an ihrer Spitze der greise Schultheiss Wilhelm. Die Verhandlungen enthüllten einmal mehr das dunkle Gewebe der Begierden und Bestechungen, der wahren Landessorgen und der fremden Eingebungen. Und während das Schwert über Arsents Haupt hing und jedermann in Atem hielt, wurde die Schweiz noch durch Furnos zweite Fälschung aufgewühlt und entzweit. Und doch hielten die weiten Maschen des Bundes den Sturm aus, ohne zu zerreißen, vertrugen sich die abgehärteten Gewissen mit dem jähn Wechsel zwischen Gut und Böse, und weil die Kirche, selbst in das Treiben verstrickt, die befreiente Sündenablösung offen hielt, war der Wirrwarr alltäglich, ohne dass man daran verzweifelte, mit Hilfe der allgegenwärtigen eidgenössischen Vermittlung den Ausweg zu finden. In Freiburg freilich versagte sie. Umsonst rief Diesbach die Grossmut Schiners an; keine Verwendung, keine Drohung vermochte Arsent zu retten. Er endete unter dem Richtschwert.

Die grossen Angelegenheiten der Aussenpolitik vermochten die Gemüter der Schweiz nicht so aufzuregen wie diese Verirrung der Gerechtigkeit. Man fluchte Freiburg, erkannte in diesem Einzelfall das allgemeine Schicksal und wurde doch nicht besser. Falk trotzte den Verwünschungen der Zeitgenossen, stieg zur Schultheissenwürde empor und bekehrte sich nach Marignano zur französischen Partei, die er an Arsent so blutig geahndet hatte. Auf Bern hatte das Todesurteil den Rückschlag, dass Supersaxo gerettet, gegen Urfehde der Haft entlassen wurde, mehr ein Sieg des beleidigten Gefühls als des französischen Anhangs. So kraus und verschlungen gingen Recht und Gewalt in der Eidgenossenschaft durcheinander, dass ein Prozess, der über die Macht im Wallis entschied, vor den Schranken Berns auslief. Supersaxo kehrte in das

Wallis zurück, und jetzt kam es an Schiner, zu fliehen, da er der Wucht des durch das Unglück geweihten Volksmannes nicht gewachsen war. Wie er 1511 in Rom den Kardinalspurpur empfing, der erste Schweizer, dem diese Auszeichnung zuteil wurde, war ihm die Heimat verboten. Sie hatte ihn dauernd verloren, da er im Ringen um die Hegemonie über Europa ungemeinen Schicksalen entgegenging. Bern sollte ihm noch oft in wechselnder Gestalt und mit wechselnder Gunst begegnen. Der Arsenthandel hatte ihm in Bern Feinde zurückgelassen, die ihren Groll nur mit Hilfe Frankreichs befriedigen konnten. Da er grösser war als das damalige Bern, fällt von ihm der Strahl auf Bern, während dieses sonst den andern das Licht gab.

Papst Julius II. setzte sein Bündnis sogleich in Kraft und verlangte im Sommer 1510 von der Tagsatzung, unter dem Vorwand, es gehe gegen Ferrara, die vorgesehenen 6000 Mann. Bern stellte 700 Mann unter Altschultheiss Hans Rudolf von Scharnachtal, die den Weg über den Grossen St. Bernhard nahmen. Da ihnen im Aostatal der Herzog von Savoyen aus Furcht vor Ludwig XII. den Durchmarsch durch sein Gebiet verweigerte, mussten sie über den Nufenen die Vereinigung mit den Eidgenossen suchen. Das Heer gelangte 8000 Mann stark bis Chiasso, wo es von den Franzosen durch eine Lebensmittelsperre und Bestechungen aufgehalten wurde; die Meinung setzte sich fest, die Hauptleute seien dem französischen Gold erlegen. Und eben hatten die Franzosen einen Befehl der Kurie an Schiner abgefangen, er solle das Heer gegen Mailand führen, und ihn sogleich veröffentlicht. Nun lag die Absicht klar am Tage, und da das Heer von Schiner ohne Sold und Lebensmittel gelassen wurde, kehrte es im September um, von einer Wolke von Nachreden umgeben, die besonders auf Bern fielen. Das war der Chiasserzug. Der Papst weigerte sich in hellem Zorn, den Sold zu bezahlen; die Tagsatzung gab scharf zurück, indem sie auf den beabsichtigten Angriff auf Mailand hinwies.

Die Franzosen erspähten den Augenblick und nahten mit neuen Bündnisangeboten, die freilich vom Krämersinn Ludwigs XII. bemessen waren. Als gleichwohl einige Orte Miene machten, darauf einzugehen, da liessen die Waldstätte, die mit den Franzosen in der Lombardei nicht mehr auskamen, weil sie durch stete Verletzungen des Mailänder Kapitulates in ihrem Nerv getroffen waren, durch den Landammann von Uri auf der Tagsatzung wissen, sobald man dem König Truppen erlaube, würden sie ihm mit offenem Banner ins Land fallen. Die Verhandlungen wurden abge-

brochen, wenigen zum Leid, allen denen, die schon lang der Einmischung Frankreichs gegrollt hatten, zur Genugtuung. Der König konnte die Ursache bei sich selber, bei seinem hoffärtigen Undank suchen. Dass er den Schweizern oft die Tausende von Kronen, die er schuldete, vorenthalten hatte, sollte Frankreich mit Millionen büßen. Nachdem dem König das Glück im Verein mit den Schweizern gelächelt hatte, musste er es darauf ankommen lassen, ob es ihm gegen sie hold bleiben werde.

II. KAPITEL

Der schweizerisch-französische Krieg 1511—1516

1. Der Bruch mit Frankreich

Ein Zwischenfall entflammte den schlummernden Hass gegen Frankreich. Während des Chiasserguges sandten die Truppen drei Standesläufer von Bern, Schwyz und Freiburg nach Hause. Der französische Befehlshaber zu Lugano nahm sie gefangen, liess den Schwyzer und den Freiburger töten und den Berner ins Gefängnis setzen. Diesem gelang es, nach Monaten zu entspringen und die Untat ruchbar zu machen. Schwyz vor allem rief um Rache. Noch legte sich die Tagsatzung ins Mittel und verlangte vom König Genugtuung. Doch dieser sah wieder nur eine Erpressung darin und schob die Sache geringschätzig von sich. Obschon Bern auch beleidigt war, trat es für den Frieden ein, weil es den Waffengang in Italien, der ihm nicht diente, weil es auch den geringen Anlass verpönte, eine Zurückhaltung, die in der Innerschweiz missdeutet wurde. Schwyz dagegen liess sich nicht hemmen, zog über den Gotthard und riss die andern mit sich fort, die ihre Absage an Frankreich erliessen. Nicht ein gnädiges Breve des Papstes, sondern die eidgenössische Verpflichtung bewog Bern, am 26. November 1511 widerwillig seine Kriegserklärung an den französischen Gouverneur von Mailand zu senden, deren gemässigter Ton von den andern Orten verdächtigt wurde. Es war einer der seltenen Augenblicke, da Bern keine eigene Geschichte hatte. Es vergass nicht, dass es von den Waldstätten in eine Lage versetzt wurde, gegen die sich nicht nur die kleine Franzosenpartei um Diesbach, sondern Berns ganzes Wesen sträubte. Die Waldstätte hatten die Jahrgelder und den Reislauf nötig, weil sie bei ihrer Armut vom Tage lebten. Da Bern diesem Zwang nicht unterlag, blieb es unabhängiger Erwägung fähig. Aber die Rücksicht auf die Waldstätte, deren Schlagkraft Bern die Rückendeckung gab, hatte diese Freiheit oft beschränkt. Erst die Reformation sollte Bern lehren, ohne diese Rückendeckung Grosses zu wagen. So mächtig Bern unter den Eidgenossen war, so erlag es doch den natürlichen Gesetzen des Bundes, die im Hin und Wider des Gebens und Vergeltens bestanden. Hatte Bern seinen Einfluss im Burgunderkrieg überanstrengt, im Schwabenkrieg und auf den italienischen Feldzügen musste es sich in den Willen der andern schicken.

Lustlos trat Bern in den letzten Krieg, den die Eidgenossenschaft nach aussen führte. Schauplatz war Italien, der Einsatz Mailand, der Beweggrund die Abrechnung mit Ludwig XII. Damit trat etwas Unbekanntes an die Schweizer heran. Hatten sie bisher nur als Söldner in Italien gedient, griff nun der gesamte Bund dort handelnd ein, freilich zunächst nur mit den heftigen und unklaren Absichten, die vom Rachedurst eingegeben waren. Die grossartigste Kraftanstrengung, die der Bund je nach aussen entfaltete, entsprang nicht der nüchternen Realpolitik, sondern dem verletzten Ehrgefühl. Ohne Berechnung, triebartig wurde der Krieg entfesselt und führte die Schweizer höher, als sie sich träumen liessen, zur Grossmachtstellung. Darum war der Krieg so ausgezeichnet volkstümlich und entfesselte einen Schlachtgeist, der sich selber übertraf. Dass Bern äusserlich mitging, innerlich nicht mithielt, lässt wieder ahnen, was Bern mit dem Bund gemein hatte, und was Bern vom Bund unterschied. Eben am 24. Oktober 1511 schlossen der Papst, Venedig und Spanien die Heilige Liga gegen Frankreich, ein Zusammentreffen, das die Schweizer nicht bestimmte.

Hitzig stürmten die Eidgenossen im November 1511 in die Lombardei, so dass Bern kaum Zeit fand zu rüsten. Es bot 2000 Mann auf, denen sich ebenso viele Freiwillige anschlossen; nach einem gefährlichen Marsch über den verschneiten Gotthard holten sie das Heer bei Legnano in der Lombardei ein. Zugleich nahm Bern die Gelegenheit wahr, in seiner eigenen Richtung auszugreifen. Seit 1406 stand es mit Neuenburg und seinen Herren, den Grafen von Hochberg, in einem engen Burgrecht, das ihm dort den massgebenden Einfluss sicherte, auch als Neuenburg weitere Burgrechte mit Freiburg, Solothurn und Luzern abschloss. Die Grafschaft fiel 1504 an Herzog Ludwig von Orléans, der sich mit der Erbtochter des Hauses Hochberg vermählt hatte. Dass er französischer Untertan war, gab Bern den Anlass, den Krieg dort zu führen, wo er ihm diente. Es schlug den andern Orten Ende 1511 einen Feldzug nach Neuenburg und der Freigrafschaft vor und stellte 3000 Mann bereit. Da aber die andern vor der Gefahr eines Zweifrontenkrieges zurückwichen und nur Solothurn willig war, stand Bern vorderhand ab und setzte eine Verstärkung von 1200 Mann nach der Lombardei in Marsch.

Das eidgenössische Heer war bis vor Mailand gedrungen. Aber die Franzosen, zur Feldschlacht zu schwach, umschwärmten es mit ihrer Reiterei, schnitten ihm die Zufuhr ab und liessen goldene Minen springen. Zugleich fiel ungewöhnlich rauhe Witterung ein,

so dass sich der Unbedacht, mit dem der Aufbruch unternommen worden war, doppelt rächte. Das Heer kehrte um, von Misstrauen und gegenseitigen Anklagen zerrissen. Die Stimmung war besonders gegen Bern gereizt; die Urkantone fanden seine Kriegserklärung zweideutig und warfen ihm heimliches Einverständnis mit Frankreich vor, so dass man in Uri die Berner Diebe schalt und ihnen das Brotbacken und Saumpferde weigerte. Bern legte der Tagsatzung seine Protokolle vor und erhielt Genugtuung.

Die heimkehrenden Truppen führten Ludwig von Erlach und Hans von Diesbach, die wegen Falschwerbens für Frankreich auf immer verbannt worden waren, in die Stadt zurück, und der Rat nahm die beiden gegen 100 Gulden Busse zu Gnaden an. Solche Schwäche verriet, dass die feste Richtung der Stadt fehlte. Parteiung hielt die schwankende Waage. Schultheiss von Diesbach, vom Arsenthandel her erbittert, sammelte in den obern Kreisen immer mehr Anhänger Frankreichs, weil nicht nur das Gold, sondern auch die Abneigung gegen die ennetbirgischen Züge für ihn warb, während im Volk das schlichte Empfinden vorherrschte, man wolle sich nicht länger vom König narren lassen. So wurde Bern auf grosse Taten mitgenommen, die es nicht suchte, wenn schon der Ausgang schliesslich seine Politik rechtfertigte. Seiner Meinung über den Ausbruch des Krieges, der von Schwyz entfesselt worden war, gab es Ausdruck, als es im Januar 1512 auf der Tagsatzung den Antrag stellte, dass kein Ort fürderhin ohne den Willen der Mehrheit Krieg beginnen solle; die Tagsatzung lehnte ihn ab. Bern entwöhnte sich, dem losen Bund den Nachdruck und die Folgerichtigkeit grosser Unternehmungen zuzutrauen.

Die Tagsatzung selber zauderte, wie sie den Krieg fortsetzen sollte, nachdem die erste Hitze verflogen war; darum lieh sie den Franzosen wie der franzosenfeindlichen Liga Gehör. Da Ludwig XII. endlich einsah, dass Mailand ohne die Hilfe der Eidgenossen für ihn ein freudloser Besitz sei, sandte er Boten mit neuen Anerbietungen, die von der Tagsatzung trotz des Kriegszustandes angehört wurden. Bern gab seinen Gesandten den bestimmten Auftrag, für den Ausgleich mit Frankreich zu wirken. Auf der Tagung vom 24. März 1512 stritt man sich um die Höhe der Entschädigung, die Ludwigs Geiz niedrig bemass, weil seine Hand verschlossen blieb, auch als ihm die Augen aufgegangen waren. Als die Franzosen gar am 11. April den grossen Sieg bei Ravenna über die Liga davontrugen, da glaubte er sich des Entgegenkommens enthoben, und die Verhandlungen zerschlugen sich. Anshelm, der doch die Fran-

zosen nicht liebte, beklagt das Scheitern des Vergleichs und preist Bern, das ihn vor andern erstrebt hatte; hätte man Berns Rat befolgt, so wäre zahlloses Gut und Blut der Christenheit verschont geblieben.

Unterdessen hatte die Tagsatzung auch mit der Liga angeknüpft. Eine Gesandtschaft, bei der Bern durch Rudolf Nägeli vertreten war, ging im März 1512 nach Venedig. Wie ein venezianischer Geschichtschreiber berichtet, standen die Boten vor dem Rat zu Venedig in Schweizertracht, das Schwert an der Seite und den Rosenkranz in der Hand, das Bild der Tapferkeit und der Frömmigkeit, von den kühlen Venezianern neugierig gemustert. Auch Kardinal Schiner war als päpstlicher Legat zur Stelle, die Seele der Verhandlungen. Die Schweizer wurden von der Liga nach der Niederlage von Ravenna sehr umworben. Von Versprechungen und kirchlichen Gnaden gehoben, kehrte die Gesandtschaft heim, das Los Italiens mit sich tragend.

2. Der Pavierzug

Nun beschloss die Tagsatzung den Zug nach der Lombardei mit einem eidgenössischen Aufgebot von 6000 Mann. Bern rüstete die 1000 Mann, die ihm auferlegt wurden, mit einer verdrossenen Laune, die das Ausschreiben an die Landschaft nicht verhehlt. Das Aufgebot wurde wie gewohnt auf Stadt und Land verteilt. Die Gesellschaften der Stadt stellten 84 Mann, die Landgerichte Zollikofen, Konolfingen und Seftigen je 48, Sternenberg 22, von den Ämtern am meisten Lenzburg mit 68 und Trachselwald mit 60, von den Verburgrechten Saanen 34, Château-d'Oex 8, Neuenburg 12, Payerne 8, Valangin 8, Münster, Neuenstadt und Greyerz je 10. Die Artillerie bestand aus zwei grossen Stücken auf Rädern, mit elf Pferden bespannt, und acht Hakenbüchsen, die samt der Munition von 20 Pferden getragen wurden. Das Aufgebot wurde mit Geld, Waffen, Wagen und Pferden schlecht versehen. Manche vom Land stellten sich unbewaffnet, weil ihnen verheissen worden sei, sie würden ihre Ausrüstung im Zeughaus erhalten. Während aus den andern Orten Tausende von Freiwilligen mitströmten, gingen aus dem Bernbiet nur 400 mit, weil hier der italienische, besonders der päpstliche Dienst nicht gesucht war. So dürftig war das bernische Aufgebot ausgestattet, dass Burkhard von Erlach, der Anführer, schon in Zürich Geld aufnehmen musste, um den Sold zu bezahlen und die Leute bei der Fahne zu halten.

Anfangs Mai sammelte sich das Heer in Chur, wo es mit den Freiwilligen auf 24 000 Mann anschwoll, und trat unter dem Freiherrn Ulrich von Hohensax den Marsch über die Alpen an. Bei der geringen Anstrengung Berns wurde keiner seiner Offiziere mit einem höheren Befehl betraut. Italien, seine Befreiung ersehnend, nahm das Heer mit bewundernder Gastlichkeit auf. Erlach ist in seinen Berichten davon erfüllt: seit den Zeiten des Altertums habe Italien nie ein schöneres Heer aus einem einzigen Bruderstamm vereint gesehen. In unvergleichlich gehobener Stimmung begann jener Siegeslauf, der als Pavierzug unter den Grosstaten unserer Geschichte fortlebt. In Verona überbrachte Schiner den Schweizern den Segen und die Geschenke des Papstes, ein goldenes Schwert und einen kostbar gestickten Hut, von der Kurie eine besondere Auszeichnung.

In Verona hatte Schiner einen scharfen Zusammenstoss mit den Bernern, denen er nicht mehr gewogen war. Französische Einflüsterung hatte in Bern versichert, der Papst verhandle hinterrücks mit Frankreich. Zu einer Zeit, da jeder den Nächsten betrog, nahm das die Farbe der Wirklichkeit an, und die französische Partei griff es auf, um den Vormarsch in der Lombardei im letzten Augenblick zu hemmen. Ein Eilbote trug die falsche Mär nach Verona. Mit flammender Entrüstung wies sie Schiner zurück. In der Tat, wie hätte Julius II., der nur noch seinem Franzosenhass lebte, in diese Verirrung fallen können? Schiner kehrte die Waffe um und warf den Bernern heimliches Einverständnis mit den Franzosen vor, Worte, die rasch ihren Weg in die Eidgenossenschaft fanden und das Misstrauen gegen Bern erneut anfachten. Die Waldstätte richteten auf einem Tag zu Brunnen an den Rat von Bern einen zürnenden Brief, der ihm seine Geheimnisse mit den Franzosen und die schlechte Ausrüstung des bernischen Aufgebots vorhielt. Wirklich hatte Bern einem französischen Sendling, dem Herrn von Lameth, Zutritt gewährt; jetzt kündete es ihm eilig das Geleit und teilte es den Waldstätten mit. Schiners hinreissende Beredsamkeit überwand in Verona die Krise und hielt die Eidgenossen zusammen, wie sie noch über manchen schweren Tag des Feldzugs hinweghelfen sollte.

In Verona stiessen die Venezianer zum Heer; die päpstlichen und die spanischen Truppen, die im Anmarsch waren, wurden nicht abgewartet. Der Vormarsch überraschte die Franzosen in so geringer Zahl, dass sie fast kampflos die Lombardei preisgaben. Nur in Pavia leisteten sie Widerstand; im Sturm wurde die Stadt genom-

men, wobei die Berner 16 Verwundete einbüsst. Es war die Tat, die dem Zug den Namen gab. In wilder Erregung erhob sich die Lombardei und warf die französische Herrschaft ab. Der Berner Hauptmann Rudolf Nägeli zog mit seiner Freischar als erster in Mailand ein. Doch die Ausschreitungen seiner Banden wahrten Berns Namen übel; sie verschonten auch nicht das kostbare Grabmal des französischen Stathalters Gaston de Foix, jenes jugendlichen Helden, der ein paar Monate zuvor seinen Sieg zu Ravenna mit dem Leben bezahlt hatte.

Dieweilen die Franzosen aus der Lombardei verscheucht wurden, nahmen Streifscharen aus der Innerschweiz Lugano, Locarno und Mendrisio, rissen die Bündner Chiavenna, Veltlin und Bormio an sich. Nur in den Burgen zu Mailand, Cremona, Lugano und Locarno hielten sich die Franzosen noch. In Alessandria empfingen die Schweizer von Schiner neue Gnaden des Papstes, den ehrenden Rang von Beschirmern der Kirche, ausgiebige Ablassbullen, zwei Hauptbanner und für jeden Ort, der unter eigenem Zeichen ausgezogen war, ein damastenes Banner, so dass neben Bern auch Biel und Saanen mit einem solchen ausgezeichnet wurden; es sind die sogenannten Juliusbanner.

Ende Juli kehrte das Heer aus der Lombardei heim. Anshelm begleitet es mit einem Ausbruch der Begeisterung: «Sie zogen aus der Lombardei ab mit so grossem Ruhm, Lob und Ehre, dergleichen in aller Welt und in aller Zeit eine hoch und weit genannte Eidgenossenschaft auf einer Reise nie zuvor erlangt hat.» Sie hatten dem Weltgeschehen eine neue Wendung gegeben. Erlach führte im August seine Mannschaft mit dem Prunk der Geschenke und der Beute in Bern ein. Wer sich dem Augenblick ergab, wurde zu den stolzesten Hoffnungen hingerissen. Die Franzosenfreunde freilich übten ihren Spott an den päpstlichen Ablassbullen, da die Partei sucht selbst im gläubigen Bern über die gewohnte Scheu hinwegkam. Doch sie mussten verstummen; denn unter den überschwänglichen Nachrichten überwand die Zuversicht die zage Stimmung, die bisher kein Herz zum Krieg gefasst hatte. Dazu trug bei, dass sich Kaiser Maximilian von den Franzosen abkehrte und der Liga zuwandte und eine schweizerische Gesandtschaft zu Trier ermunterte, im Kampf gegen Frankreich auszuhalten. An den Ereignissen erwarmend, beschloss der Rat am 11. Juni, keinen gesonderten Frieden mit Frankreich ohne Wissen des Kaisers abzuschliessen, und um die Anklagen aus den Waldstätten zu widerlegen, verbreitete er

diesen Entscheid und teilte ihn der Tagsatzung und den Hauptleuten in der Lombardei mit.

Gleichsam, als ob sich Bern wiedergefunden habe, trat es aus seiner Tatenscheu heraus, um dort vom grossen Glück zu ernten, wohin seine Wünsche gingen. Herzog Ludwig von Orléans, der Herr von Neuenburg, hatte nach dem französischen Sieg bei Ravenna der Schweiz offen Feindschaft bezeigt. Um dem drohenden Unwillen, der sich im ganzen Land gegen ihn sammelte, zuvorzukommen, verständigte sich Bern mit Freiburg, Solothurn und Luzern, die ebenfalls mit Neuenburg im Burgrecht standen, und im Juli besetzte Hans von Erlach still und ohne Widerstand Stadt und Grafschaft Neuenburg, womit Frankreich ein Einfallstor verschlossen wurde. Neuenburg wurde eine Vogtei der vier Städte, die 1514 die andern Orte ohne Appenzell in die Mitherrschaft aufnahmen. Als erster Landvogt kam Ludwig von Diesbach nach Neuenburg, der Bruder des Schultheissen, der seinen Stand würdig einzuführen wusste. Und nun wurde das zurückhaltende Bern auf einmal unersättlich, die Gunst des Augenblicks auszunützen. Es warb eifrig für einen Feldzug gegen das französische Burgund, das unbewehrt offen stand, und vielleicht wäre er unternommen worden, wenn nicht Kaiser Maximilian, dem für seine benachbarte Freigrafschaft bangte, die Eidgenossen darüber entzweit hätte, so dass es bei der Absicht blieb. Noch an einer anderen Stelle verwahrte Bern den Westen. Herzog Karl von Savoyen gehörte zu den leidtragenden Neutralen, deren Gebiet von den Zügen der Kriegführenden mitgenommen wurde. Um ihn vor den schlimmsten Zwischenfällen zu sichern, führte ihn Bern im September 1512 in ein Bündnis mit acht Orten, in dem aber der Vorrang des alten bernischen Bündnisses mit Savoyen gewahrt wurde. Es war eine Entschädigung für die Opfer, die der Herzog im Furnohandel gebracht hatte.

3. Die Schlacht von Novara

Der Pavierzug war das Werk Schiners. Er hatte ihn herbeigeführt und mit der sieghaften Wucht seiner Persönlichkeit und seines dämonischen Wortes die täglichen Gefahren überwunden, die vom Ungestüm der Knechte und der Eifersucht der verbündeten Mächte heraufbeschworen wurden. Es war der Lohn seiner Mühen und die Anerkennung seiner Überlegenheit, dass er nun die Lombardei verwaltete und ihren künftigen Herrn auslas. Wahrlich, das Dorfkind aus dem Zehnten Goms, das nun mit hohem Rang im

Mittelpunkt des europäischen Ehrgeizes gebot, war wohl der lebendigste Ausdruck der ungemeinen Stellung, die damals die Eidgenossenschaft zur Machterteilung in Italien berief; nicht aber teilte er ihren Geist, da er sich überall aufdrängte, während die Eidgenossenschaft zurückhielt und sich hervorholen liess. Davon gab sie gleich den auffallendsten Beweis in ihrer Geschichte.

Es fragte sich, was mit dem Herzogtum Mailand geschehen solle. Schiner dachte es dem Maximilian Sforza, dem Sohn des unglücklichen Ludwig Moro zu, während Kaiser Maximilian es für seinen Enkel begehrte und die Mächte der Liga bereits Stücke davon abriissen. Die letzte Verfügung kam den Eroberern, den Eidgenossen, zu. So wurde die Tagsatzung zu Baden im September 1512 zu einem europäischen Kongress, wo die Gesandten des Kaisers, des Papstes, Spaniens, Venedigs, Mailands, Savoyens und unter der Hand auch Frankreich um die Gunst der Eidgenossen und das Herzogtum buhlten. Damit wurde die Eidgenossenschaft zu einer Grossmachtstellung erhoben, die sie nicht gesucht hatte, und die politisch zu meistern sie nicht gerüstet war. Die blosse Anwendung ihrer Kriegskraft, ihres gefürchteten Schlachtengeistes hatte sie emporgetragen. Zum letztenmal hatten sich die Eidgenossen zu entscheiden, ob ihr Bund Kleinstaat oder Großstaat sein solle. Sie wurden ihre überlegene Macht nicht inne und erwogen gar nicht die verlockende Aussicht, Mailand dem Bunde anzugliedern und die reiche Poebene als Siedlungsgebiet für ihre überschüssige Bevölkerung zu benützen, sondern verzichteten von vornherein auf Mailand und entschieden noch einmal für den Kleinstaat — das seltsamste der Völker, das sich darum sorgte, dass es nicht zu gross und mächtig werde.

Die Tagsatzung fällte ihren Spruch über Mailand nach kleinstaatlichen und gefühlsmässigen Erwägungen. Sie übertrug das Herzogtum dem Maximilian Sforza, gleichsam, um das Unrecht, das dem Vater zu Novara geschehen war, am Sohn zu sühnen, obschon dieser zum Herrscheramt wenig geeignet war. Es war eine Verlegenheitslösung, bei der nur das eine einleuchtet, dass die Schweizer keinen Grossen als Nachbarn im Süden haben wollten. Auch die Fürsten waren es mit Ausnahme Ludwigs XII. zufrieden, dass Mailand dem unbedeutenden Sforza zufiel. In diesen Tagen, da die Fürsten der Eidgenossenschaft huldigten, ritt eine Gesandtschaft der Tagsatzung, von Bern Junker Hans von Erlach, zum Papst nach Rom; Julius II. schickte ihnen unterwegs seidene Gewänder zu,

damit sie mit ihrer einfalten Landestracht seinem Hofgesinde nicht zum Spott würden.

Bern ging mit dem Verzicht der Tagsatzung einig, da ihm Pflichten jenseits der Berge von je leid waren, und da es eine deutlichere Vorstellung von seiner eigenen als von der Grösse der Eidgenossenschaft hatte. Schiner gar traute Bern einen bequemen Vergleich mit Frankreich zu, wie denn in der Tat der Herzog von Savoyen damals seine Bündnisverhandlungen mit der Schweiz dazu benützte, Ludwig XII. Gehör zu verschaffen. Darum richtete der Kardinal am 22. September eine dringende Mahnung an den Rat von Bern, dem Heiligen Stuhl treu zu bleiben. Seine Widersacher in Bern murnten, sein beschworener Teufel sage ihm alles; es war der landläufige Glaube an seine Dämonie.

Nicht nur Bern, sondern auch die anderen Orte sahen die Annäherungsversuche Ludwigs XII. nicht ungern. Wenn sie auch die Gesandten des Königs nicht zuließen, so duldeten sie doch seine Zwischenträger, um einen Druck auf die Liga zugunsten ihres erkorenen Herzogs von Mailand auszuüben, und die Liga fand sich mit dem Sforza ab. Die Tagsatzung gab Herzog Maximilian einen Vertrag in die Hand, der Mailand zum tributpflichtigen Schutzgebiet der Eidgenossenschaft erklärte. Der Herzog zahlte dem Bund vorweg 150 000 Dukaten und in Zukunft jährlich 40 000, und er überliess den zwölf Orten Lugano, Locarno und Maiental, den Bündern Chiavenna, Veltlin und Bormio. Dafür übernahm die Eidgenossenschaft die Verteidigung des Herzogtums gegen die Franzosen. Wohl lärmte der französische Anhang in Bern, diese Verpflichtung heisse das Kind im Mutterleib verkaufen. Er bedachte nicht, bemerkte Anshelm, dass die Schweizer seit 30 Jahren dem König von zuniederst in der Bretagne bis zuoberst in Neapel gedient hätten. Bern nahm den Schutzvertrag am 16. Oktober an.

Aber dieses Abkommen litt an Unwirklichkeit. Einmal wurde dem ausgesogenen Herzogtum eine Schuldenlast aufgebürdet, die es nicht tragen konnte, und dann fragte es sich, ob die Eidgenossen imstande waren, den vertraglichen Schutz zu gewähren. An Mannschaft und an Hochgefühl fehlte es ihnen nicht. Schwer war es, das nötige Geld aufzubringen, wenn die mailändischen Quellen versiegten; in diesem Fall hofften sie auf die Liga. Und doch war es ein hochherrlicher Augenblick, als am 29. Dezember 1512 die Gesandten der Tagsatzung den jungen Herzog an den Toren von Mailand empfingen und ihm mit feierlicher Begrüssung auf silberner Schale die Schlüssel seiner Hauptstadt überreichten. Unsere

Geschichte erhebt sich zu einem Überschwang, der auf eine Zauberstunde alles Kleine versinken lässt.

Wohl hätten die Schweizer nun gerne in Ruhe die Früchte ihres Sieges genossen; aber die Folgen ihrer Politik nötigten sie fernerhin, die Pflichten einer Grossmacht auf zu schmäler Grundlage zu erfüllen. Ludwig XII. wollte Mailand trotz seiner gefährdeten Lage nicht fallen lassen. Über seinen Irrtum gegenüber den Schweizern endlich aufgeklärt, versuchte er es mit Güte, List und Gewalt, um sie zu gewinnen. Die Prinzessin von Chalon-Luxemburg, die Ansprüche auf Neuenburg hatte und in Bern Gunst genoss, sandte ihren Hofmeister Simon de Courbouzon, der als Zwischenhändler mit stillen Worten und Kronen einglitt, wie Anshelm sagt. Er warb um Geleite für eine Grossbotschaft des Königs und fand Gehör. Bern trug mit grossem Unwillen die Kosten für die Belagerung der Burgen von Lugano und Locarno, die von den Franzosen noch gehalten wurden. Die Tagsatzung verlangte vom König die Aufgabe der beiden Festen als Zeichen seiner aufrichtigen Gesinnung, und als er einwilligte, erteilte sie das Geleite.

Die französische Botschaft traf anfangs 1513 ein, an ihrer Spitze La Trémoille, der die Schweizer von mancher Feldschlacht her kannte. Wie sie am 15. Februar vor der Tagsatzung erschien, wurde sie eidlich in Pflicht genommen, nicht heimlich zu werben. Ihr offener Auftrag war, über Mailand zu verhandeln. Wenn die Franzosen den Schweizern Mailand abkaufen wollten, wenn anderseits die Schweizer vom König den Verzicht auf Mailand begehrten, so musste bald Klarheit herrschen: kein Teil wollte von Mailand lassen. Aber nun hatten die Franzosen erst ihren wahren Auftrag zu erfüllen, heimliche Werbung gegen das verpfändete Wort. Umsonst verteilte man sie in Luzern auf sechs Häuser und bewachte sie scharf. Ein Unfug hob an, der verstohlen das Netz über das Land warf. So waren die Begierden, dass die Franzosen ihre Leute bis in die obersten Kreise fanden. Agenten, Werber, Kriegsgurgeln schlichen sich in Luzern ein und streuten von dort Geld durch das Land. Es flossen 15 000 Dukaten in die Städte Bern, Zürich, Solothurn und Freiburg.

Bern sank so tief, dass die hochgemute Stadt kaum zu erkennen ist. Die Unsicherheit der letzten Jahre hatte vorgearbeitet. Wenn sich auch Ludwig von Erlach, der oft begnadigte Sünder, eifrig umtat, so lag doch der Schacher in den Händen seines Schwagers, des Münzmeisters und Löwenwirts Michael Glaser, der 2100 Kronen verteilte. Obenan auf seiner Liste stand mit 100 Kronen Alt-

schultheiss von Diesbach, der graue Pensionenfreund, mild und grüssbar gegen jedermann, wie Anshelm sagt, dann die Venner, so Kaspar Hetzel mit 80 Kronen, dieweilen sein Sohn Rudolf, eben Landvogt in Erlach, durch das Land die Söldner warb. Bereits nahmen die Venner mit den Franzosen Rücksprache wegen des Durchzugs der Banden. In der Ostschweiz hiess es unter den Gedungenen, wenn man erst in das Bernische gelange, so sei man geborgen. Nur an die Unbescholteneit des regierenden Schultheissen von Wattenwyl, der 1512 als erster seines Geschlechts zur obersten Würde gelangte, reichte der Verdacht nicht heran; auf Diesbach und seinen Anhang fiel die Verantwortung. So sehr durfte der König auf Entgegenkommen rechnen, dass der Rat am 3. März erklärte, auch wenn die Franzosen nicht auf Mailand verzichteten, wolle man die Verhandlungen nicht abbrechen und den Krieg ruhen lassen. Da war es das Land, das der Stadt den Weg wies. Um ihre Meinung ersucht, gaben die Ämter unter scharfen Hinweisen auf die französischen Umtreibe den Bescheid, dass ein Friede mit dem König ohne Verzicht auf Mailand unmöglich sei; das Landgericht Seftigen fragte, ob denn der junge Herzog wie sein Vater geopfert werden solle. Der Rat ging in sich und beschloss am 29. März, mit den andern Orten auf Mailand zu beharren. Diese Unsicherheit der leitenden Kreise war nicht allein durch das fremde Geld verschuldet, sondern man traute in Bern den italienischen Dingen immer weniger.

Da die Franzosen nun wussten, dass die Eidgenossen Mailand mit den Waffen schirmen würden, bereiteten sie einen verwegenen Anschlag vor. Sie wollten 20 000 Schweizer heimlich nach der Lombardei führen und sie dort dem Aufgebot der Tagsatzung entgegenwerfen, um dieses entweder kampflos zum Abzug zu nötigen, wie 1500 bei Novara, oder aber die Schweizer durch die Schweizer aufzureißen. Die Tagsatzung ahnte, dass ihr eine Schmach wie 1500 bevorstand, und verdoppelte ihre Wachsamkeit. Und doch standen 20 000 Knechte bereit, des französischen Zeichens gewärtig. Anfangs Mai erfuhr La Trémoille, dass das französische Heer zum Einfall in die Lombardei gerüstet sei, gab den Geworbenen das Zeichen zum Aufbruch und verschwand mit den Seinen. Und nun wurde es auf allen Strassen lebendig; Tausende strömten nach Westen. Doch im letzten Augenblick ermannte sich die Tagsatzung und warf sich mit aller Kraft dazwischen, um den Aufbruch zu hemmen. Auch die Berner Regierung raffte sich auf, weil unter ihren Füssen der Boden in revolutionärer Erregung erzitterte, weil

aus der Tiefe der Schrei des Volkes über die Verworfenheit der Franzosen und ihrer Mietlinge den Sturm ankündigte. Sie bekannte sich im letzten Augenblick zu ihrer eidgenössischen Pflicht, setzte die Todesstrafe auf den Auszug, zog das Vermögen der Hauptleute ein und sperrte die Grenze, so dass nur der junge Hetzel mit einer Bande durchbrechen konnte. Er war der Spross eines alten und reichen Geschlechtes, das sich seit dem 13. Jahrhundert in den Ämtern der Stadt bewährt hatte; der Vater sandte ihm den Scheidebrief nach und verwarf ihn mit dem Wort: «Hätte dich doch die Mutter im ersten Bad ertränkt!» Weil Bern im letzten Augenblick seine Pflicht tat, missglückte der Anschlag. Nicht 20 000, nur 2000 Knechte gelangten nach Frankreich; sie wurden in der Picardie gegen die Engländer eingesetzt.

Auch in den Beziehungen zur franzosenfeindlichen Liga verrät sich Berns Zurückhaltung. Da man in Rom die Umtriebe der Franzosen mit Sorge verfolgte, richtete Julius II. am 10. Januar 1513 ein warnendes Breve an die Orte, den Franzosen nicht Gehör zu geben. Da war es Bern, das auf der Tagsatzung eine unbussfertige Antwort beantragte: das päpstliche Bündnis verbiete einen Frieden mit Frankreich nicht, zumal der Papst selbst vertragswidrig gehandelt habe, als er im November 1512 mit dem Kaiser und andern ein Bündnis abgeschlossen habe, ohne die Eidgenossenschaft darin aufzunehmen. Doch bevor sich die Tagsatzung auf eine Antwort geeinigt hatte, kam Kunde, dass Julius II. am 21. Februar gestorben sei. Unter dem entscheidenden Einfluss Schiners wurde Kardinal Giovanni Medici zum Nachfolger gewählt, der sich Leo X. nannte. Eines seiner ersten Geschäfte war, sich der Treue der Schweizer zu versichern; noch am Tag seiner Wahl, am 11. März, ermahnte er sie, am päpstlichen Bündnis festzuhalten, und sandte Geld, um die Verpflichtungen seines Vorgängers nachzuholen. Die Tagsatzung gab am 30. Mai die Zusicherung, das Bündnis zu achten.

Unterdessen hatte der Waffengang begonnen. Wie sich am Abgrund der reine Firn erhebt, so folgte auf die schmachvollen Vorgänge in der Heimat das berauschende Heldenlied schweizerischer Mannheit in der Lombardei. Mit voller Schwere fiel der Schutz Mailands auf die Schweiz. Die politische Lage hatte sich verschlimmert, da der schroffste Gegner Ludwigs XII., Julius II., nicht mehr lebte und die immer unsicheren Venezianer zu den Franzosen übergetreten waren. Auch auf die Liga war kein Verlass. Als die Franzosen in die Lombardei hinunterstiegen, gab der spanische Vizekönig mit seinem Heer den Herzog Maximilian auf. Die Schweizer

allein mussten für den Wehrlosen einstehen, während seine Untertanen die Franzosen freudig erwarteten.

Im April bemerkte die Tagsatzung die ersten Anzeichen von Gefahr und sandte ein Aufgebot von 4000 Mann nach der Lombardei; Bern stellte dazu 500 Mann unter Altvenner Benedikt von Weingarten. Noch erreichte es die Lombardei, als ein überlegenes französisches Heer unter La Trémoille die Westalpen überschritt und die Venezianer Mailand von Osten her angriffen. Binnen kurzem gewannen die Franzosen das Herzogtum, dessen Bevölkerung ihnen zulief. Die Schweizer warfen sich mit Herzog Maximilian nach Novara, wo sie von den Franzosen eingeschlossen wurden. Die unseligen Vorgänge von 1500 schienen sich zu wiederholen; waren es doch die gleichen französischen Heerführer, die damals den Vater Maximilians gefangen hatten. Doch da die Schweizer diesmal einer klaren Pflicht nachkommen konnten, wiesen sie die Stürme wie die Überredungskünste des Feindes zurück. Um Novara zu retten, befahl die Tagsatzung am 22. Mai einen zweiten Auszug von 8000 Mann. Da Bern angesichts der Gefahr seine Tatkraft zurückgewonnen und seine Truppen gemustert hatte, konnte das bernische Aufgebot von 750 Mann unter Bartholomäus May sogleich abmarschieren. In Eile hasteten die Züge über die Alpen, und am 5. Juni trafen 5000 Mann dort ein, während die Ostschweizer noch zurück waren.

Am 6. Juni lieferten die Schweizer der beiden Aufgebote, etwa 9000 Mann stark, dem überlegenen Feind, der 15 000 Mann zählte und reich mit Geschütz und Reiterei versehen war, im Feld vor Novara die grosse Schlacht. Wo die Berner an diesem heissen Tag standen, ob im ersten Treffen, das den Feind stirnrecht angriff und die Kugelsaat des französischen Geschützes und den Ansturm der schweren französischen Reiterei zu empfangen hatte, oder ob im zweiten Treffen, das auf einem kühnen Flankenmarsch den Feind umfasste und den Tag entschied, ist nicht gewiss verzeichnet. Ihre hohen Verluste lassen vermuten, dass ihnen der schwerere Teil der Blutarbeit zugefallen war. Sie büssten 150 Tote und 50 Verwundete ein, ein Sechstel ihres Bestandes, meist Opfer des groben Geschützes. Auf dem Schlachtfeld lag Hauptmann Benedikt von Weingarten, wie Anshelm andeuten möchte, von Meuchlerhand gefallen, da er im Rat wacker gegen die französischen Ränke aufgestanden sei. Dem andern Hauptmann, Bartholomäus May, folgte das Gerede nach, er habe sich unrechtmässig bereichert, was nun Anshelm nicht gelten lassen will. Richtig ist dagegen, dass nach der Schlacht die Kehrseite des

Heldentums wieder grell zutage kam. Die Knechte zerstreuten sich, um die Lombardei auszuplündern, statt den Franzosen nachzusetzen. May schrieb nach Hause, wenn nur Mannszucht wäre, könnte man mit diesem Heer ganz Frankreich durchziehen. Jedenfalls war zunächst die Entrüstung über die Feiglinge, die beim ersten Streich ausgerissen seien und dann geplündert hätten, grösser als der Stolz auf den neuerwahrten Ruhm.

Auf die Mitwelt aber war der Eindruck der Schlacht ausserordentlich. Was man bisher von den Schweizern gewohnt war, an diesem Tag übertrafen sie sich selbst und gaben mit ihrer Todesverachtung der grössten Seite des Schweizertums überwältigend Ausdruck. Die Mitwelt bezeugte es ihnen staunend: grösser als die Taten der Griechen und Römer sei ihre Tat gewesen; alle Teilnehmer hätten den Ritterschlag verdient. Der Schweizername, eben noch durch Käuflichkeit und Wankelmut verdunkelt und entstellt, erstrahlte heller denn je. Der Rat von Bern empfing ein jubelndes Schreiben vom geretteten Herzog Maximilian, worin er seinen durchlauchtigen Freunden und allerliebsten Vätern als guter Bundesgenoss und Sohn dankte. Dass Novara der letzte grosse Infanteriesieg alter Art sein sollte, dass das schweizerische Fussvolk zum letztenmal einer überlegenen Artillerie und Reiterei Meister geworden war, ahnte die Welt nicht, obschon gerade Novara die Überzeugung der Franzosen befestigte, dass dieses wunderwürdige Fussvolk nur von jenen beiden Waffengattungen überwunden werden könne, wenn sie noch stärker eingesetzt würden.

Am 14. Juli zogen die beiden Aufgebote unter freudigem Gepränge in Bern ein und brachten einen jungen Bären mit, den sie auf dem Schlachtfeld erbeutet hatten. Es wurde ihm zum Andenken an die Waffentat ein Häuschen ob dem Käfigturm gebaut und so der Bär dauernd in Bern eingehaust. Unselige Ereignisse waren dieser ruhmreichen Rückkehr vorausgegangen. Wohl erwachte Bern zu eigenem Handeln, als die Siegesnachricht einlief; der Feldzug nach Burgund, der schon im Jahr zuvor erwogen worden war, fand nun seine Zeit. Schon hatte der Rat auf der Tagsatzung den Antrag gestellt und die Rüstungen begonnen, als er durch den Aufruhr gefesselt wurde.

4. Der Könizaufstand

Seit Jahren hatte das Landvolk das Treiben der hohen Herren in der Stadt mit finsterer Miene verfolgt und gemurrt, die Kronen-

fresser verkauften das Land an Frankreich. Unter den Landleuten verbreitete sich das dumpfe Unbehagen, sie seien nur zum Nutzen der Stadt da. Anshelm schlägt den gleichen Ton an: man halte es mit den arbeitsamen Landgemeinden wie mit den Feldgänsen; zweimal im Jahr erinnere man sich ihrer, zu St. Johann, um sie zu rupfen, und zu St. Martin, um sie zu schlachten; dazwischen gebe man sie den Füchsen und den Wölfen preis. Das Land fühlte sich verlassen und verraten, trotzdem der Rat aus freien Stücken bei wichtigen Geschäften die Ämter anzufragen pflegte. Im April hatte er mit entschiedenem Einschreiten gegen die geheimen Werbungen den Aufruhr gerade noch hinterhalten.

Da liefen nach der Schlacht von Novara erschreckende Gerüchte von hohen Verlusten um, für die man die Anhänger des Königs, die sogenannten deutschen Franzosen, verantwortlich machte. Und wie nun noch Ausreisser von Novara die Erregung schürten, um der Strafe zu entgehen, da wachten alle bösen Erinnerungen auf. Was das Land von der Stadt zu erdulden gehabt, die Verhöhnung der Bauern, die sich die übermütige Stadtjugend bei den Fastnachtsumzügen erlaubte, das wurde leidenschaftlich herumgeboten. Auch dem ruhigen Mann stieg der Groll, wenn ihm Söhne und Knechte in den fremden Dienst entliefen. Die Schuld suchte er bei der Obrigkeit, in deren Ohnmacht gegen das Unwesen er die Abhängigkeit vom französischen Geld las. Bei der allgemeinen Ansteckung fielen manche in den Lärm ein, die kurz zuvor noch die Reislaufverbote der Obrigkeit gescholten hatten. Man wollte wissen, dass die Kronenkrämer den Sieg von Novara schmähten und der Rat von Zwietracht zerrissen sei, wie denn Anshelm andeutet, dass der Streit zwischen den Vennern Dittlinger und Wyler den Aufstand heraufbeschworen habe. Der Zorn fiel auch auf den Freund der Regierung, den Herzog von Savoyen, der den Verträgen zum Trotz den Franzosen Durchzug, ja Geschütz und Truppen gewährt habe. Was das Volk toll machte, an der Westgrenze wäre beinahe die Festung Joux durch Verrat in die Hände der Franzosen gefallen. Aus allen diesen Dingen glitzerte ein böser Zusammenhang. Dazu kam noch die Lust zur Empörung, die unter den Bauern Deutschlands wie der Schweiz umging. «Der Sack musste zerreißen», sagt Anshelm.

Köniz feierte Sonntag, den 26. Juni, seine Kirchweih unter grossem Zudrang von Stadt und Land. Noch am Morgen dieses Tages sandte der Rat eine Botschaft in die Ämter, in der er die Bestrafung der Schuldigen, den Feldzug nach Frankreich und ein

Pensionenverbot verhiess. Es war zu spät. Der Wein und die Menge machten Mut, und 300 junge Gesellen stürmten bewaffnet in die nahe Stadt, um mit den Kronenkrämern abzurechnen. An Vener Dittlinger wäre es gewesen, sie am Tor aufzuhalten; schuldbewusst wagte er sich nicht hervor. Eine Rotte fiel in den Gasthof zum Löwen, dessen Besitzer, der Geldverteiler Glaser, in die Freistatt zu den Johannitern nach Münchenbuchsee floh. Eine andere wüstete und schwelgte im Haus des Vanners Hetzel, wobei ihr die Hefe der Stadt half. Obwohl Hetzel in amtlichem Auftrag abwesend war, bezeichnete ihn doch das Falschwerben seines Sohnes als Opfer. Und wie sich bei solchen Auftritten nach Landesbrauch die Posse in den Grimm zu mischen pflegte, so zog ein Schneider ab dem Längenberg den Seidenrock des Vanners an und jauchzte, nun sei er auch ein Junker und Herr von Bern; es war das Gelüste der Untern, das unmittelbar bei den Obern einsass. Noch andere statteten dem Altschultheissen von Diesbach einen bösgemeinten Besuch ab. Keiner hatte sich mit dem fremden Geld so sehr angefreundet, keiner hatte es verstanden, seine Sünden in die Falten milder Freundlichkeit zu hüllen wie dieser kluge, tief eingeweihte Greis. So trat er auch jetzt den Aufrührern mit Wein und gewinnenden Worten entgegen und entwaffnete sie. Überhaupt stiftete der Sturm der Leidenschaften nicht den Schaden, den er androhte, sondern entlud sich, vom stillen bernischen Gewissen für Eigentum und Sachwert gezügelt, in Donnerworten und heftigen Ausfällen.

Von Wein und von der Lust des Augenblicks geschwellt, zogen die Aufrührer durch die Gassen und riefen die Bürgerschaft gegen die Herren auf; doch dieser graute vor solchen Befreiern. Wie sich diese nun mit erwachendem Besinnen auf der Kreuzgasse betroffen anschauten, raffte sich Schultheiss Jakob von Wattenwyl auf und legte seine Rüstung an; ein stärkerer Schild war seine Unbescholtenheit, die dazu aufgespart schien, die Stadt in der Stunde des Verderbens zu retten. Von Junker Albrecht vom Stein und einem Knecht begleitet, entfaltete er das Stadtbanner an der Kreuzgasse, liess die Tore schliessen und die Glocken ziehen. Wie das ehrwürdigste Zeichen Berns aufflatterte, legte sich der Aufruhr. Die Bürger sammelten sich bewaffnet um den Schultheissen und wiesen die Bauern zurück, die zu den ruhmreichen Farben hinzudrängten, um sich einzureihen. Manche Bürger verlangten hitzig, mit gewehrter Hand mit ihnen abzurechnen; doch die Besonnenheit hinderte es. Rasch sammelte sich der Rat und befahl den Bauern bei ihrem Eid abzuziehen; dann werde die Obrigkeit ihre Begehren prüfen und

die Schuldigen strafen. Es war der alte Diesbach, der die Botschaft mit den Züchten seiner Leutseligkeit auf die Gasse zu den Bauern trug. Schon von der Machtentfaltung der Bürgerschaft eingeschüchtert, nahmen sie den dargebotenen Ausweg an und entfernten sich um die Vesperzeit. Der bernische Ordnungssinn und die Geistesgegenwart des Staatshauptes waren Sieger geblieben; und doch fügt Anshelm bekümmert bei, an diesem Tag sei der Stadt stärkste Ringmauer gebrochen worden.

Am nächsten Morgen berief der Rat die Bürgerschaft ins Barfüsserkloster, nahm sie in Eid, verhängte den Belagerungszustand und liess Geschütz aufpflanzen; denn nun erst sprang die Erregung auf die Ämter über und stellte die Stadt und das Gemeinwesen auf eine noch strengere Probe. Zwar das Hasletal versicherte wie gewohnt seine Treue; Aarberg und Huttwil sandten gleiche Botschaft. Die andern Oberländer aber rannten bewaffnet vor die Stadt und lagerten sich drohend bei Wabern. Die Emmentaler durchliefen das Schloss Trachselwald und leerten seine Keller; mit Mühe wurden sie von einem Zug nach Bern abgehalten, mit Mühe ein Anschlag der Oberaargauer auf das Schloss Brandis vereitelt. Zwar geschah da und dort ein Griff in das Gut der Obrigkeit; aber das Denkwürdige ist doch, was nicht geschah, keine Brandstiftung, kein Blutvergiessen.

Da der Rat auch Kundgebungen des Gehorsams erhielt, so gewann er die Beruhigung, dass die Eintracht unter den Landschaften ausgeschlossen sei. Es bewährte sich die jahrhundertealte Klugheit, die den Ämtern nur Verbindung mit der Stadt, nicht aber unter sich erlaubt hatte. Den Oberländern vor den Toren gab der Rat gute Worte und Zehrung, und da sie sich nur mit einem Vertrag befriedigen wollten, hiess er sie in Köniz der eidgenössischen Vermittlung warten. Diese säumte nicht, da der Aufruhr die ganze Eidgenossenschaft anzustecken drohte. Am 1. Juli bestätigten beide Räte die Verordnung gegen Reislauf und Pensionen, und am 2. Juli vermittelten die eidgenössischen Boten einen Abschied zwischen Stadt und Land, in dem die Regierung die Bestrafung der Schuldigen, Übernahme der Kosten und Amnestie unter dem Vorbehalt, dass geraubtes Gut zurückerstattet werde, verhiess. Selten geschah es, dass sich Berns Obrigkeit so preisgab; die 2000 Pfund Kosten seien nichts im Vergleich zu dem Schaden, den die hohe Achtung der Stadt erlitten habe, klagt Anshelm. Es war eine weitere Blossenstellung der Obrigkeit, als Stadtschreiber Schaller das Pensionenverbot und den Abschied den in Köniz versammelten Landleuten

vortrug; musste er doch die verhängnisvolle Liste mit den Namen der bestochenen Ratsglieder ablesen, obenan Diesbach mit 100, dann Hetzel mit 80 Kronen. Ausdrücklich stand vermerkt, dass Schultheiss von Wattenwyl und der bei Novara gefallene Benedikt von Weingarten kein Geld genommen hätten, während Bartholomäus May 40 Kronen empfangen und doch bei Novara die Berner zum Sieg über die Franzosen geführt hatte.

Für den Augenblick ersättigte sich das Landvolk an der Schmach der Herren und ging auseinander, fest entschlossen, über dem Strafgericht zu wachen. In der ersten Eile wandte die Obrigkeit alle Strenge an, wohl in der stillen Hoffnung, später Milde folgen zu lassen; deshalb vielleicht fehlen die Ratsmanuale vom Juni bis Oktober. Der Rat ging unter Beizug von Vertretern der Ämter vor und unterschied verschiedene Gruppen von Strafbaren. Die einen wurden auf den Tod angeklagt, die andern, so die Venner Dittlinger, Hetzel, Graffenried, Schöni und Baumgartner, aus den Ämtern gestossen und dazu angehalten, die empfangenen Gelder in der Stadt Seckel zu legen. Der besonders verdächtige Dittlinger wurde peinlich befragt, um 500 Gulden gebüsst und hatte, weiterer Strafe gewärtig, in der Stadt zu bleiben. Auch über Baumgartner und Graffenried blieb das Schwert aufgehängt. Mit den niedern Sündern verfuhr man ohne Umstände. Michael Glaser wurde beim Verlassen der Freistatt gefangen und bekannte auf der Folter nicht mehr, als man schon wusste, die Verderbnis des amtlichen Bern. Auf dem Weinplatz wurde er als Schausstück der Gerechtigkeit vor den Richterstuhl gestellt, auf dem Wilhelm von Diesbach sass, dem er die 100 Kronen zugesteckt hatte, und empfing das Todesurteil. Vergeblich schrie er auf, er habe nur getan, was ihn die Venner und die vornehmsten Räte geheissen; Diesbach ermahnte ihn, in Christi Namen zu leiden und keinen unnützen Lärm zu machen. Mit ihm starb der Werber Anton Wyder von Saanen auf dem Blutgerüst. Boten der Ämter verfolgten die Prozesse, um sich vom amtlichen Ernst zu überzeugen.

Das Landvolk fühlte, dass ihm für einen Augenblick Gewalt über die Herren gegeben war, und benützte sie, um seine eigene Gerechtigkeit zu üben. Altvenner Hetzel fiel ihm zum Opfer, obwohl er nicht schuldiger war als andere; der Frevel seines Sohnes verdarb ihn. Es wurde nicht bekannt, dass er ihn verstossen hatte; in solchen Fällen tötete der blosse Verdacht. Er war in amtlichem Auftrag nach Solothurn verritten, um dort den Aufruhr stillen zu helfen. Obschon er gewarnt wurde, es sei auf ihn abgesehen, ver-

schmähte er den Rat, in den Jura zu fliehen, und nahm den Weg zur Tagsatzung. In Olten wurde er von rasenden Bauernhaufen abgefangen, auf eine greuliche Weise gemartert, mit der sich das losgelassene Volksempfinden nicht genugtun konnte, und schliesslich in blutrünstiger Nachahmung des Gerichts halbtot enthauptet. Die gleichen Rotten plünderten zu Schenkenberg den bernischen Vogt Hans Kuttler aus, weil er französischer Gesinnung verdächtig war. Ludwig von Diesbach, der Bruder Wilhelms, sass damals auf der Landvogtei Neuenburg. Er war nicht in die Politik verwickelt und stand nicht auf der Pensionenliste. Trotzdem er Ämter, soviel an ihm lag, gemieden und das zurückgezogene Leben eines Landedelmanns geführt hatte, empfahl ihn gerade seine vornehme Sitte dem Verdacht, und er galt als der geheime Sünder, nicht sein Bruder, der sich mit seiner Umgänglichkeit gemeinverständlich machte und ausschlüpfte. Dieweilen er in Neuenburg die Westgrenze vor Frankreich behütete, wurde sein Schloss in Spiez von den Oberländern ausgeplündert.

Unterdessen verhandelte die Regierung täglich mit den Ausgeschossenen der Ämter und sann den Zugeständnissen nach, die den Aufruhr stillen konnten, bis sie am 28. Juli mit den Boten einen neuen Abschied vereinbarte, der sogleich zu Stadt und Land verbreitet wurde. Darin gab sie Rechenschaft von den ergangenen Urteilen, wogegen sie mahnte, den ungerecht Beraubten das Gut zurückzugeben; sie bestätigte den Landschaften ihre hergebrachten Sonderrechte, erbot sich, Klagen über ihre Verletzung nachzuprüfen, wiederholte den Pensionenbrief und die Amnestie und überbot das alles mit dem ungemeinen Zugeständnis, sie werde fürderhin keinen Vertrag, kein Bündnis mehr ohne die Anwesenheit und den Rat der Boten von Stadt und Land eingehen. Damit verzichtete die Stadt auf ihre selbständige Aussenpolitik. Anshelm ruft sein Wehe über dieses Abkommen, das ihm wie eine Abdankung vorkommt: durch diesen Aufruhr seien einer läblichen, frommen Stadt Bern freies Herkommen, offbare Herrlichkeit und grosses Lob so geschwächt worden, dass eine rechtschaffene Herrschaft und ein rechtschaffener Gehorsam nur noch durch das christliche Wort zu erhoffen sei, womit der Chronist die Staatsnotwendigkeit der Reformation einläutet.

Das Entgegenkommen entwaffnete zunächst den Ehrgeiz der Landschaft nicht. Sogar Hasle trotzte, schickte den bernischen Ammann heim und setzte sich einen eigenen. Zofingen lud die andern Ämter ein, auf den 15. August ihre Boten in Bern zu haben, um

neue Rechte zu holen. Damit drohte der Regierung auch noch die Befugnis zu entgleiten, selbst die Vertreter vom Land einzuberufen; es schien, dass ihr die Leitung der Staatspolitik entwunden werden sollte. Sie beschwichtigte mit neuen Zugeständnissen, die Anshelm einem guten Regiment verderblich schilt, Freigabe des Lebensmittelhandels, Änderung des Gewichts, Abschaffung unbequemer, aber notwendiger Verordnungen. Manches wurde preisgegeben, das nicht auf die Nachwelt gekommen ist, da die Vorgänge in ein scheues Dunkel gehüllt wurden. Der französische Anhang, auf dessen Kosten die Bewegung abrollte, verlangte, dass man auch den andern fremden Geldern nachspüre. Schultheiss von Wattenwyl, Venner Wyler und Stadtschreiber Schaller mussten vor Gericht ihre Rechtschaffenheit gegen solche Verdächtigungen behaupten.

Aber schliesslich wurde die Regierung mit Strafen und Nachgeben Meister. Sie zog die Zügel sachte wieder an und fasste sich im Vertrauen auf die wiederkehrende Furcht das Herz, unter den Landleuten Musterung zu halten. Als sie im Oktober die Ämter zusammenrief, um ihnen Fragen der Aussenpolitik vorzulegen, trug sie den Ratsmitgliedern, die hinausgingen, auf, an den Versammlungen die getreuen Anhänger auf die eine Seite und die Ungehorsamen auf die andere zu weisen, jenen den Schutz der Obrigkeit zu verheissen und diesen zu bedeuten, dass Bern neue Aufläufe nicht mehr unbesehen hinnehmen werde. Sie hatte sich wiedergefunden und duldet die Selbsthilfe des Landvolkes nicht mehr. Es war ein Zeichen der erstarkenden Gewalt, dass sie allen Angehörigen von 14 Jahren an den Treueid auferlegte und die Weigernden bestrafte. Als nach dem Dijoner Zug die Guggisberger unter dem Vorwand, sie seien bewuchert worden, ins Murtengebiet einfielen und plünderten, nahm sie den Schaden nicht mehr auf ihre Kosten, sondern liess dem Recht den Lauf, das die Täter zum Ersatz anhielt. Und wie sie sich sicherer fühlte, begann sie die Urteile, die sie in der ersten Bestürzung mit unlauterem Gewissen gefällt hatte, zu mildern. Die ausgestossenen Venner kamen wieder zu Ehren, die Mitglieder des Kleinen Rates wurden für den Verlust ihrer Pension mit einer jährlichen Gabe von 20 Mütt Hafer entschädigt, weil die Pension als ein regelmässiger Zuschuss zu ihrem geringen Gehalt angesehen wurde; dieses zu erhöhen, verbot die Überlieferung. So gar der junge Hetzel durfte heimkommen und das väterliche Vermögen erben; verachtet hat er nach Jahren auf einem Zug nach Neapel ein dunkles Ende gefunden. Dabei übte die Regierung die Vorsicht, die Stimmung des Landes fleissig zu erkunden. Der König

von Frankreich hatte seit langem zwei Jünglinge aus jedem Ort auf seine Kosten an der hohen Schule zu Paris studieren lassen. Wie nun Herzog Maximilian sich zu Ähnlichem erbot, befragte die Regierung anfangs 1514 die Ämter darüber und empfing von der Mehrheit den misstrauischen Bescheid, es sei nicht ratsam, diese Gunst anzunehmen, da die jungen Leute sonst leicht als entfremdete Fürstendiener zurückkehren würden.

Das Ungewitter des Jahres 1513 reinigte die Sitten nicht; wer es überstand, galt als kühner und geschickter Mann. Zuerst Hitze, dann gnädiges Einlenken schwächt der Obrigkeit Gebot, beurteilt Anshelm den Ausgang. Der wichtige Ertrag der Bewegung blieb das gesetzlich festgelegte Mitspracherecht der Landschaft in der Aussenpolitik, das sich mit dem Vorteil des Gemeinwesens wohl vertrug, seit der Rat der Stadt die Leitung wieder fest in die Hand bekommen hatte.

5. Der Feldzug nach Dijon

Wohl gab es in Bern einen französischen Anhang, liess man im stillen die Verbindung mit Ludwig XII. nicht abreissen; aber das entsprang nicht der Liebe und dem Vertrauen zu Frankreich, sondern der Abneigung gegen die Feldzüge in der Lombardei, die Bern von seinen nächsten Pflichten ablenkten. Freilich musste jeder Schritt, mit dem Bern von der ennetburgischen Politik Abstand nahm, als Zeichen französischer Gesinnung zum Vorschein kommen und gedeutet werden. Nicht im Süden, sondern im Westen wollte Bern eidgenössisch sein; denn hier hatte sich seine Sorge nicht gelegt, sondern nur andere Gestalt angenommen. Hatte es früher Savoyen gegen Frankreich geschirmt, so erlebte es nun, dass Herzog Karl III. trotz seines Bündnisses mit acht Orten der Helfer Ludwigs XII. auf den lombardischen Feldzügen wurde, weil er nach seiner Ausbeutung im Furnohandel irgendwo Halt suchen musste. Seit der Schlacht von Murten bot der schweizerisch-französische Krieg Bern zum erstenmal die Gelegenheit, die andern Orte an der Sicherung der Westgrenze zu beteiligen. Darum suchte es ihm die Richtung nach Frankreich zu geben und aus der Kriegskraft des Bundes einen Nutzen zu schlagen, der zugleich ein eidgenössischer war. Diese Besonnenheit hatte Bern in den Wirbeln der letzten Jahre nie verloren, und in der Gewitterschwüle des Sommers 1513 reifte der Gedanke zur Tat.

Schon nach dem Pavierzug hatte Bern für einen Vorstoß nach

Westen geworben; es war bei der Besetzung Neuenburgs geblieben. Nun am 6. Juni 1513 schlug Bern der Tagsatzung vor, Frankreich in Burgund oder der Dauphiné anzugreifen, der Entscheidung ungewiss, die an diesem Tag bei Novara fallen sollte, aber von der stolzen Zuversicht gehoben, dass der Bund mächtig sei, Frankreich auf zwei Fronten zu bekämpfen. Da auch die andern Orte nicht daran zweifelten, nahmen sie den Antrag heim. Aber trotz der Siegeskunde von Novara vereinigte er am 27. Juni zu Baden nur fünf Stimmen auf sich. Doch nun wurde auch Kaiser Maximilian unternehmungslustig und versprach Geld und Mannschaft für einen Einfall in Frankreich, und wie nun noch der Druck der öffentlichen Meinung, die gegen Frankreich entflammt war, und die Hoffnung, den Aufruhr der Landleute, unter dem der Bund erbebte, nach aussen abzulenken, hinzukamen, beschloss die Tagsatzung am 1. August, mit dem Kaiser den Feldzug nach Burgund zu eröffnen, und bot 16 000 Mann auf, die am 27. August vor Besançon in der habsburgischen Freigrafschaft versammelt sein sollten. Damit hatte die Westpolitik über die ennemiburgische gesiegt, und zum erstenmal seit dem Burgunderkrieg übernahm Bern wieder nach aussen die Führung.

Bern bot die 2700 Mann auf, die ihm zugemessen worden waren, und so war der Geist des Volkes, dass weitere 4000 Berner trotz des Verbots der Tagsatzung als Freiharste mitzogen. Den Oberbefehl übernahm Schultheiss von Wattenwyl, von Ratsherren umgeben, die nicht auf der französischen Pensionenliste gestanden hatten. Am 25. August stiessen die Berner vor Besançon zum Hauptheer, das mit den kaiserlichen Hilfstruppen auf 30 000 Mann anschwoll. Der Augenblick war günstig gewählt, da die Liga Frankreich einzukreisen drohte, die Spanier die Pyrenäen überschritten und die Engländer über den Kanal setzten. Das Heer legte sich vor Dijon, die Hauptstadt von Burgund, wo ihm La Trémoille, der Besiegte von Novara, entgegentrat, um mit 5000 bis 6000 Mann die schlecht verwahrte Stadt zu verteidigen, ohne Aussicht auf Entschutz, da der König von andern Angreifern festgehalten wurde. Schon war die Bresche geschossen. Aber der Sturm unterblieb, weil La Trémoille, der die Schweizer seit 30 Jahren kannte, seine militärische Schwäche mit überlegenen Künsten des Verhandelns beglich. Er suchte Besprechungen, eröffnete aussichtsreiche Bedingungen und besiegte die Stärke der Schweizer mit der List. Mit Genugtuung wird in seinen Denkwürdigkeiten geschildert, wie er die Schweizer beredete, wie er in ihrem Lager Zuträger fand,

die ihm alles verrieten. Dazu kam ihm die geheime Not des Gegners zu Hilfe. Es ging vor Dijon wie gewohnt; wie die Schweizer vor Mauern liegen mussten, wurden sie bald mürbe. Das Heer, in dem die Begierden ungestraft sich austobten, drohte zu zerfallen. Die östlichen Orte erinnerten sich, dass der Auszug ein Unternehmen der Verlegenheit war, zu dem sie nie recht Lust gefasst hatten. Auch machte ihnen La Trémoilles Wort Eindruck, dass der Kaiser bei der Schwächung Frankreichs zu mächtig würde.

Ohne das Glück der Waffen erprobt zu haben, schlossen die Hauptleute am 13. September mit La Trémoille einen Frieden, der für sie günstig lautete, indem Ludwig XII. auf Mailand verzichtete und ihnen an die Kosten des Feldzugs 400 000 Kronen bezahlte. Obschon die Vorsicht gebot, die Erfüllung des Friedens in Frankreich abzuwarten, führten die Hauptleute die zuchtlosen Scharen eilig nach Hause; die Berner kamen am 20. September heim.

Eine Flut von Verdächtigungen folgte dem Feldzug nach. Die Hauptleute sollten, vom Feind bestochen, den Vorteil aus der Hand gegeben haben; und doch hatten sie nur getan, was ihr Auftrag war, weil die Tagsatzung ihnen Vollmacht gegeben hatte, einen günstigen Frieden abzuschliessen. Sie hatten auf französischem Boden erlangt, was ihnen auf lombardischem nicht gelungen war, den Verzicht auf Mailand, um den der Krieg geführt wurde. Auch hatten sie sich zur Sicherung des Friedens von La Trémoille vornehme Geiseln stellen lassen und eine Anzahlung von 25 000 Franken erhalten. Aber nun führte der König den Schlag, der die bösen Gerüchte zu bestätigen schien. In Wortbrüchen an den Schweizern geübt, verwarf er den Frieden unter dem Vorwand, La Trémoille habe keine Vollmacht zum Abschluss gehabt. Da nun ein grosser Kraftaufwand nutzlos vertan war, fiel die Enttäuschung des Landes auf die Anführer zurück. Sogar Schultheiss von Wattenwyl musste sich vor dem Rat zu Bern des Verdachtes erwehren und erhielt Entlastung. Der Kaiser entlud seinen Verdruss über das Misslingen einer grossen Absicht in einer ungnädigen Botschaft.

Nachhaltiger traf die Enttäuschung Bern. Hier erwog man, dass nicht Bestechung, sondern der Kaltsinn der östlichen Orte gegen die Westpolitik den König vor Dijon gerettet habe. Dagegen erwog man wohl nicht, dass Bern das Seine zu dieser Stimmung beigetragen hatte, indem es die östlichen Orte von den waadtländischen Vogteien ausgeschlossen und nur als Helfer gerufen hatte. Jedenfalls hatte Berns Traum, die ganze Eidgenossenschaft zu einer grossen Tat im Westen zu einigen, trotz einer ausnehmenden Gunst

der Lage, die sich nicht wiederholen sollte, fehlgeschlagen. Was Bern vor Dijon entging, wurde durch keinen Sieg in der Lombardei aufgewogen. Konnte Bern nicht auf seinem Schauplatz den König überwinden, so war für Bern der Krieg seines wirklichen Inhalts entleert, und damit stellte sich der Gedanke eines Friedens ohne die andern ein. So verworren war die Lage, so abwegig das landläufige Gerede, dass Bern zu seiner Enttäuschung noch die Vorwürfe der Innerschweiz und des eigenen Volkes entgegennehmen musste, es habe den Feldzug nach Burgund zu Fall gebracht. Bern berief sich nicht auf seine grössern Pläne, sondern bediente sich eines Zwischenfalls, um das Gerücht zu stillen. Ludwig XII. hatte seine Boten wieder unterwegs, und einer von ihnen wurde in Genf aufgehoben und nach Bern gebracht. Es war Imbert de Villeneuve, der im Frühjahr zuvor mit La Trémoille die Falschwerbungen in der Schweiz betrieben hatte. Jetzt wurde er auf der Folter zum Geständnis seiner lichtscheuen Taten gezwungen und gegen eine hohe Geldbusse, die zum Teil in den Münsterbau floss, entlassen. Damit gab sich der Rat eine vertrauenswürdige Haltung und besänftigte den Groll des Volkes — eigentlich, wie zu der Zeit, die man als die Grossmachtstellung der Schweiz anspricht, der mächtigste Ort sich nicht mit der Kraft der staatsmännischen Ge- sinnung rechtfertigte, sondern mit den groben Künsten der Be- törung durchhalf.

In Mailand nahmen die Dinge die Wendung zum Schlimmen. Der Schutzstaat konnte nicht gedeihen, weil ihm die Schweizer zu grosse Lasten aufbürdeten, und weil Herzog Maximilian als Mensch und Fürst nicht ausreichte. In bitterer Verlegenheit sass die Tagsatzung fast wöchentlich und tagte, bis finstere Nacht einfiel, spottet Anshelm. Der Herzog von Savoyen war so sehr Anschicks- mann Frankreichs geworden, dass ihm die Tagsatzung eidgenössische Boten als ständige Wächter verordnete. Trübsinnig frägt Anshelm, wer denn die Wächter gehütet habe. Hatten die Schweizer besonders im Vertrauen auf die Kurie den Kampf um die Lombardei aufgenommen, so schien nun Papst Leo X. in Doppelspiele gefallen zu sein. Ein Knäuel von Bündnisverhandlungen, bei dem alte Freunde sich entfremdeten und alte Gegner sich suchten, liess Mailands Zukunft in völliger Unsicherheit. Ludwig XII. hoffte immer wieder bei der Tagsatzung anzukommen, trotzdem ihm der kalte Bescheid wurde, er möge den Frieden von Dijon halten und ausführen. Wie hätte er auf Mailand, an das er Frankreichs Kraft gesetzt hatte, verzichten können. Darum versuchte er es mit einer

letzten List und liess am 24. April 1514 der Tagsatzung durch savoyische Boten eröffnen, er wolle die 400 000 Kronen des Dijoner Friedens bezahlen und ohne Erlaubnis der Tagsatzung keinen Krieg gegen Mailand, den Papst, Savoyen und den Kaiser mehr beginnen. So sehr nun Mailand geborgen schien, so ergeben es klang, wenn der König von Frankreich die Erlaubnis zu künftigen Kriegen bei der Tagsatzung einholen wollte, so kam er doch damit um die Hauptsache herum: er sprach den Verzicht auf Mailand nicht aus.

Gleichwohl scheint der Antrag des Königs in Bern Anklang gefunden zu haben. Von sich aus wollte der Rat nicht entscheiden und befragte die Ämter. Ohne den Antrag offen zu empfehlen, schützte er vor, es solle nicht auf dem Lande und in den andern Orten heissen, Bern verschämte das Angebot des Königs, das Geld zu bezahlen und den Frieden zu halten. Doch die Antworten der Ämter waren von unüberwindlichem Misstrauen eingegeben. Fru-tigen schrieb zurück, es könne nicht anderes verstehen, als dass der König den Rat von Bern und die anderen Eidgenossen gänzlich verachte und nur Zeit zu neuen Rüstungen gewinnen wolle. Angesichts dieses Unwillens verzichtete der Rat auf seine stillen Hoffnungen und schloss sich den andern Orten an. Die Tagsatzung verweigerte dem König den Glauben und lehnte seinen Antrag ab. Damit misslang der letzte Versuch des Königs, und das bedeutete, dass Ludwig XII. Mailand nicht wieder sah. Was er mit seinen Wortbrüchen an der Schweiz verschuldet hatte, rächte sich auf seine alten Tage mit der Zerstörung seines Lebenswerkes.

Ludwig XII. warb nun um den Kaiser, den Papst und England, um die Eidgenossenschaft zu vereinsamen, so dass diese noch tiefer in das Ränkespiel der Höfe treten musste, um sich gegen Frankreich einzudecken. England trug ihr ein Bündnis gegen Frankreich an. Um es zu fördern, kam Kardinal Schiner, nun der eigentliche Schutzherr Mailands, im Juli 1514 mit zwei englischen Gesandten auf die Tagsatzung nach Bern. Es war ein hoher Tag der Kirche, wie er als päpstlicher Legat am Obertor mit Pracht eingeholt und nach dem Münster geleitet wurde, mochte ihn auch nach Anshelm mancher den Treiber aller Unruhe schelten. Da der Antrag Englands Rückendeckung und die Hilfsgelder verhiess, die aus mailändischer Quelle nicht mehr flossen, empfahl ihn Bern. Aber die Innerschweizer, die sich doch am hartnäckigsten auf Mailand verstieften, verzögerten in einem Anfall von Absonderungslaune den Abschluss, so dass Ludwig XII. zuvorkam und am 9. August das Bündnis mit England einging.

Um so eifriger setzte sich nun Leo X. ein. Obschon er für Ans-helm nur Seine schlüpfrige Heiligkeit ist, befolgte er eine bedachte Politik, um Italien den Frieden zu geben. Er suchte die Freundschaft aller Mächte und trat aus der franzosenfeindlichen Liga, um sich mit Ludwig XII. zu vergleichen. Aber an der Unabhängigkeit Mailands hielt er fest und suchte darum das Bündnis seines Vorgängers mit der Schweiz zu erneuern. Schiner war nach Bern gekommen, um unter der Hülle der englischen Verhandlungen für diese Absicht zu werben. Obschon die Eidgenossen der Kurie zuge-tan waren, widerstreben sie doch einer besonderen Verbindung mit ihr, weil sie am liebsten den Zusammenschluss aller Franzosenfeinde gesehen hätten. Da feierte Schiners Beredsamkeit wieder einen Sieg und entriss ihnen am 14. August die Zustimmung zum Bündnisentwurf. Berns Haltung war gegeben. Da es eine deutlichere Vorstellung als die andern von der Schwierigkeit, Mailand zu ver-teidigen, hatte, war es sein vornehmster Wunsch, die Verpflich-tungen gegen Mailand zu lösen; aber darüber im klaren, dass seine Einsicht nicht den Beifall der andern hatte, suchte es diese Verpflichtung mit möglichst vielen zu teilen und trat für den Antrag der Kurie entschieden ein. Am 9. Dezember 1514 wurde das Bünd-nis abgeschlossen, und es geschah nicht von ungefähr, dass Bern auf Beschluss der Tagsatzung als erster Ort sein Siegel an die Ur-kunde hängte. Der Schutz Mailands wird im Bündnis vorangestellt; der Papst besoldet dafür 8000 Knechte und zahlt den Orten zu-sammen ein Jahrgeld von 40 000 Dukaten, wogegen ihm die Orte 12 000 Knechte in seinen Kosten zur Verteidigung des Kirchen-staates gestatten.

Wenn sich auch die Willensbildung ausserhalb Berns zu voll-ziehen, wenn sie auch von der Leidenschaft Schiners und der In-nerschweiz bestimmt zu sein schien, so hielt doch Bern daran fest, dass seine Notwendigkeiten im Westen lagen, und jede Schlappe, die ihm die Hartnäckigkeit der Innerschweiz beibrachte, wies es in diese Richtung. Bern hatte sich nicht verloren, und doch war es in eine ungewöhnliche Lage gedrängt. Während es sich sonst selbst den Weg aus den Spannungen suchte, wartete es nun ab, ob er ihm von den Ereignissen, den Missgriffen der Gegner aufgetan werde. Auf eine solche Geduld waren die leitenden Persönlichkeiten gut abgestimmt. Wenn es auch der politische Takt in Bern selten einem einzigen erlaubte, über seine Umgebung sich zu erheben, so hatten doch ehedem die grossen Tage Berns den Mann gefunden, der sie mit seinem Namen bezeichnete. Einen solchen kannte Bern da-

mals nicht. Dafür trat die Geschlossenheit der Obrigkeit ein, in der sich Namen und Gestalten kaum unterscheiden lassen. Nicht die Überlegenheit des einen, sondern der vereinte Wille aller war berufen, die Lage zu meistern.

Der Könizaufstand hatte die leitenden Kreise gewarnt und die angestammte Vorsicht zur höchsten Tugend erhoben, mit der sie nicht nur das Gemeinwesen, sondern auch ihre Herrschaft durch die Stürme der Zeit zu retten entschlossen waren. So verschieden die Männer des Rates nach Begabung, bürgerlichem Stand und aussenpolitischer Neigung waren, so hielten sie doch zusammen und deckten einander mehr als billig die Sünden. Die politische Rachsucht war so sehr aus den Sitten Berns verstossen, dass sie sich auch nicht durch den Könizaufstand verlocken liess, wo eine freigelassene Leidenschaft dem Blutgericht eine furchtbare Ausdehnung hätte geben können. Wie Diesbachs Verirrungen vom Rat mild angesehen wurden, so verteidigte Diesbach ein paar Wochen später den Schultheissen von Wattenwyl gegen die Verdächtigungen, die dem Dijoner Zug nachfolgten. Und doch war die Lage so ausserordentlich, die Anforderungen so gebieterisch wie im Burgunderkrieg, da Niklaus von Diesbach seinen Gegner Bubenberg durch ein schallendes Gericht aus dem Rat stiess und verfemte. Und wenn beiden der unvergängliche Name nachgefolgt ist, so will es bedünken, dass die Klugheit des Alltags nicht in die geschichtliche Grösse einbedungen sei. Diese Klugheit vermied während des Könizaufstandes persönliche Zusammenstösse.

Wilhelm von Diesbach war alt geworden, nachdem er seine Blässe einem Zeitalter Berns mitgeteilt hatte. Seine Züge waren noch undeutlicher geworden, wenn sich auch die Kunst des Vermittelns und Ausweichens nicht erschöpft hatte, die Ausdauer nicht erlahmt war. Schultheiss von Wattenwyl wartete manhaft im Feld und im Rat seiner Pflicht. Thüring Fricker, der mit hoher Bildung der Stadt gedient hatte, sass noch im Rat als Zeuge grösserer Tage, die der Ehrgeiz eines ungemeinen Mannes über Bern heraufgeföhrt hatte; doch der Achtzigjährige konnte jenen Geist, den er im besten Alter bewundernd und fürchtend erlebt hatte, dem jüngeren Geschlecht nicht mitteilen. Kühne Naturen, wie Albrecht vom Stein, gingen im Solldienst auf und verausgabten hier, was Bern an Einbildungskraft und Wagemut übrig hatte. Zu einer Zeit, da die Politik von grossen Entwürfen und Verheissungen geschwollt war, konnte Bern im Rat der Eidgenossen wohl eine feste, nicht aber jene hinreissende Stimme erheben, die dem Hochgefühl entströmt.

6. Marignano

Ludwig XII. starb unter gewaltigen Rüstungen, die dem nie verschmerzten Mailand galten, am 1. Januar 1515, und Franz I., ein vielversprechender Herrscher von 20 Jahren, bestieg den Thron, mit dem er die Absichten und Hoffnungen auf Mailand erbte. Darum war es sein erstes, die Freundschaft der Schweizer zu suchen. Mit der Zuversicht der Jugend und dem Vertrauen darauf, dass er ihnen durch keine widerwärtigen Erinnerungen entfremdet war, warb er schon am 2. Januar bei ihnen nach, seinen Gesandten Geleite zu erteilen. Die Tagsatzung gab herb zurück, der Friede sei zu Dijon geschlossen worden, den möge der König achten. Nun entschied sich Franz I. für den Krieg und eröffnete eifrig die militärischen und diplomatischen Vorbereitungen. Er gewann die Freundschaft Englands, Venedigs und des jugendlichen Erzherzogs Karl, der die Niederlande beherrschte und ihm die ergiebigen geldrischen Werbeplätze erlaubte. Dass ihm auch Karl III. von Savoyen zu Diensten stand, beunruhigte in Bern am meisten. Da Bern die schnellsten Nachrichten aus dem Westen hatte, gab es den andern Kunde von den drohenden Anzeichen, um sie aufzurütteln. Bern war entschlossen, das Unwillkommene ganz zu tun, in der Hoffnung, das entgleitende Savoyen durch einen Waffengang in der Lombardei zu sichern, und strengte sich an, im Rat der Eidgenossen die Einsicht zu befestigen, dass die hohe Politik, die man nun einmal ergriffen, mit ihren Mitteln und nicht mit den Launen und der Sprödigkeit des Kleinstaates und mit der Kurzsichtigkeit des Augenblicksgewinns verfolgt werden müsse.

Dazu war die Gelegenheit günstig, da die Frankreich feindlichen Staaten nach einer Einheitsfront strebten. Bern drang darauf, dass die Eidgenossenschaft hier Anschluss suche, damit ihr nicht allein der Schutz Mailands bleibe. Und es gelang. Am 3. Februar 1515 wurde die Heilige Allianz zwischen dem Papst, Spanien, dem Kaiser, Genua, Mailand und der Schweiz abgeschlossen. Indem sie den Zustand Italiens gewährleistete, richtete sie sich unmittelbar gegen die Türken und mittelbar gegen Frankreich und sah für die Schweiz nicht eine förmliche Hilfsverpflichtung, sondern nur den Zuzug von bezahlten Söldnern vor. Da sie den nächsten Bedürfnissen des Augenblicks nicht genügend Rechnung trug, verschob die Tagsatzung den Beitritt bis zum 17. Juli und betrieb eine engere Verbindung. So kam am 7. Februar zu Zürich ein Bündnis zwischen der Schweiz, dem Kaiser, Spanien und Mailand zustande, das offen-

kündig gegen Frankreich ging, weswegen sich der Papst ihm erst im Juli anschloss. Das Bündnis sah die Offensive gegen Frankreich vor, und zwar sollten die Eidgenossen den Angriff in die Bourgogne und die Dauphiné tragen, ein Plan, aus dem unverkennbar Berns Wille spricht; für jeden Kriegsmonat zahlten ihnen der Kaiser und Spanien 30 000 Dukaten.

Bern wurde warm, sobald der Schauplatz nach Westen verlegt wurde. Einen solchen Krieg betrachtete es als nationale Sache und schlug anfangs März der Tagsatzung vor, nicht das fremde Geld abzuwarten, sondern in eigenen Kosten mit 30 000 Mann den Feldzug gegen Frankreich zu eröffnen. Bern fühlte sich mutig und gross, weil es vom eigenen Volk gebilligt wurde. Des Könizaufstands eingedenk, unterrichtete der Rat die Ämter von den Ereignissen, holte ihre Meinung ein, berief ihre Vertreter in die Stadt und ging neue Verpflichtungen nur mit ihrer Zustimmung ein. Wie nie zuvor und nachher folgten sich die Volksanfragen. Doch Berns kühnes Vorgehen fand bei den andern Orten nicht Verständnis und wurde rasch von den Vorgängen in Italien überholt; nicht am Jura, sondern in der Poebene sollte der Entscheid in dem seit Jahren hangenden Ringen zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft fallen. Bern verwand diese letzte Enttäuschung nur mit Mühe.

Im April kam Albrecht vom Stein, der einen Teil der schweizerischen Truppen in den mailändischen Festungen befehligte, eilig mit der Nachricht heim, dass Genua zu Frankreich abgefallen sei. Es war die Ankündigung des französischen Angriffs. Bern handelte mit Entschlossenheit und Entzagung, damit die Eidgenossenschaft die Probe mit Ehre und Vorteil bestehe. Es änderte daran nichts, dass eben zu Ostern Diesbach mit 73 Jahren zum fünftenmal Schultheiss wurde. Zu dem Aufgebot nach der Lombardie, das die Tagsatzung am 25. April auf 4000 Mann bestimmte, stellte Bern 600 Mann, die am 9. Mai unter Albrecht vom Stein aufbrachen und über den Grossen St. Bernhard in Novara zu den andern stiessen. Dass nicht Stein, der des Landes kündig war, sondern ein Luzerner den Oberbefehl erhielt, verriet den Hader, der vom ersten Tag an herrschte und durch die Zweideutigkeit der Mächte gesteigert wurde. Mit Mühe nur erreichte es Stein, dass das Aufgebot dem Befehl der Tagsatzung gehorchte und nach Asti marschierte, um die Pässe der Westalpen, wo die Franzosen zu erwarten waren, zu behüten.

Von den Verbündeten tat die Tagsatzung allein, was die Lage erforderte. Im Juni ordnete sie ein zweites Aufgebot von 14 000

Mann an, weil immer deutlichere Kunde von einem grossen französischen Heer herüberdrang. Bern, mit den Anstrengungen der Tagsatzung einig, entsandte zum zweiten Aufgebot 1500 Mann unter Venner Anton Spilmann, die über den Grossen St. Bernhard ins Aostatal hinunterstiegen. Auf Befehl der Tagsatzung verwahrte Bern mit Freiburg die Grenzposten im Westen, Grandson, Yverdon und Orbe, da die Meldungen auch dort einen Angriff vermuten liessen, errichtete eine Postlinie durch das Simmental und Wallis über den Grossen St. Bernhard, auf der ihm die frühesten Nachrichten zukamen, und stellte am 25. Juni weitere 4000 Mann in Bereitschaft.

Das zweite Aufgebot traf in Piemont eine völlige Verwirrung. Wohl zählte das Heer jetzt mit den Freiwilligen 20 000 Mann; aber sein Arm wurde durch das Zaudern der verbündeten Mächte gelähmt. So viel diesen an Mailand gelegen war, so nährte ihr Eigennutz doch den Hintergedanken, den Eidgenossen die Gefahr und die Last des Krieges zu überlassen, und verhinderte eine gemeinsame Anstrengung. Der Kaiser machte sich anderswo zu tun. Spanien hatte wohl sein Heer im Feld, vermied aber eine Vereinigung, weil es Schiner des falschen Spiels und die Eidgenossen der Unzulässigkeit zieh, was von dieser Seite gereizt erwidert wurde. Schiner, ohnehin von einer Wolke von Misstrauen umgeben, konnte mit seiner sprunghaften Heftigkeit, die mit Überfeinheit wechselte, keinen Halt gewähren. So leisteten der Kaiser und der König von Spanien die vertraglichen Zahlungen nicht. Was sie hier versäumten, sollte ihren Enkel Karl vier grosse Kriege kosten. Am meisten Herz für Mailands Unabhängigkeit hatte Leo X. Aber nach seiner Art suchte er auf sachten Umwegen zu erreichen, was nur vom Schwert entschieden werden konnte, und knüpfte mit Frankreich Verhandlungen an, die bekannt und missdeutet wurden. In diesem Gewirr der Hinterhalte wusste keiner, ob ihm der Freund am nächsten Tag Feind sein werde. Auch nach Bern drangen Gerüchte von den geheimen Wegen des Papstes, und es teilte sie warnend den Hauptleuten im Feld mit. Und doch tat Leo X. das meiste für Mailand; er allein bezahlte die Schweizer, was aber bei ihrer Zahl seine Mittel bald erschöpfte.

So war das treffliche Heer, das die Zukunft Italiens mit sich trug, dem Zufall und der Not preisgegeben. Die Hauptleute wussten nicht, ob sie am nächsten Tag das Geld haben würden, um ihre Leute beisammenzuhalten. Diese zerstreuten sich und plünderten, um nur den dürftigsten Unterhalt zu gewinnen. Umsonst erbarmten

sich die Hauptleute des gequälten Landes; ihre Befehle verhallten ungehört. Sie dürften nicht strafen, weil sie sonst erstochen würden, melden die Berner Hauptleute am 13. Juli von Chiasso nach Hause. Und im Kriegsrat herrschte Uneinigkeit wie unter den Verbündeten; dieweilen die Tagsatzung nun entschieden handelte, schienen das Zaudern und der Hader, die sie abgestreift hatte, ins Feldlager gewichen zu sein. Die Hauptleute kannten wohl das Gebot der Stunde, dem König den Übergang über die Westalpen zu wehren. Ob sie das konnten, lag nicht in ihrer Hand, da sie des Heeres nicht mehr mächtig waren. Nicht nur hatte der Mangel die Knechte verwildert, Gefährlicheres ging um. Der Herzog von Savoyen nahte als Anschicksmann des Königs von Frankreich und bat um Geleite. Gleich verbreitete sich bei dem lauernden Misstrauen das Gerücht, die Hauptleute seien von Frankreich bestochen. Nur zu gerne bemächtigte sich der gemeine Mann des Verdachtes, um sich gegen das Gebot der Vernunft zu verstocken und dem unwillkommenen Befehl zu trotzen, besonders die Urschweizer. Von der heimischen Landsgemeinde her verwöhnt, waren sie auf dem Schlachtfeld mit ihrer leidenschaftlichen Todesverachtung unübertreffliche Krieger, liessen aber im Lager vermissen, was den Soldaten ausmacht. Als in Mailand wegen des Steuerdruckes, der den Sold aufbringen sollte, ein Aufstand ausbrach, wollten die Innerschweizer zu Alessandria sogleich aufbrechen, um Mailand zu strafen und auszoplündern; nur mit Mühe liessen sie sich beschwichtigen.

Albrecht vom Stein war es, der zum Vormarsch an die Alpenpässe drängte; auf ihn fiel der Hass der Innerschweizer. Stein erkannte, was einzig den Feldzug rettete, der Aufmarsch in Piemont, und er setzte ihn durch. Da wurde es wieder deutlich, wie leicht aus der gefährlichen Kraft der Gebirgsvölker die Unterwelt aufzuckte. Die Schwyz und die Glarner überfielen Stein zu Moncalieri bei Turin in seinem Quartier, misshandelten ihn und führten jubelnd seine Waffen und sein Pferd als gute Beute durch das Lager. Als die Berner wütend herbeieilten, um den Schimpf zu rächen, stellte sich ihnen Schiner entgegen und verhinderte mit dem Ansehen seines Purpurs das Blutvergiessen. Wie die Ausgeschossenen der unbeteiligten Orte in Moncalieri zum Gericht zusammentraten, erhoben Schwyz und Glarus gegen Stein die Anklage auf Verrat, er habe das Geschütz zu Pinerolo dem König von Frankreich ausliefern wollen und die Stadt Asti aufgefordert, zum König überzugehen. Trotzdem der Widersinn der Beschuldigung am Tage

lag, da Franz I. noch jenseits der Berge weilte, wich das Gericht einem Spruch aus und schob ihn der Tagsatzung zu; die Untat blieb ungesühnt. Stein aber gab den Feldzug schon jetzt verloren und tat erst das, wessen er schon vorher bezichtigt worden war; er begann nach Frankreich hin zu schauen, dem er bisher nicht den Vorzug gegeben hatte.

Die nächsten Tage vertieften die Hoffnungslosigkeit. Am 7. August trat zu Chieri der Kriegsrat der sieben mittleren und östlichen Orte zusammen und kam zum Schluss, Piemont zu räumen und auf Mailand zurückzugehen, weil das Heer leicht in den Engtälern der Westalpen von der französischen Übermacht umzingelt werden könne, als ob nicht das Gebirge das angestammte Kampfgelände der Urschweizer und den stärksten Waffen des Gegners, der Reiterei und dem Geschütz, abhold gewesen wäre. Die Ausflucht verriet nur den Willen, dem Kampf in Piemont auszuweichen. Un gesäumt sammelten sich die Berner in Rivoli zum Kriegsrat, in dem Stadt und Land vertreten waren. Wiewohl durch das gesonderte Vorgehen jener sieben Orte verletzt, hielten sie die Pflicht des Augenblicks hoch und beschlossen, die Pässe zu behaupten, weil hier 4000 Mann mehr ausrichten könnten als 10 000 in der Ebene. «Wiewohl wir seit Anbeginn schlecht bezahlt sind, wollen wir das nicht ansehen», schrieben sie des Tags nach Hause. Am 9. August ritten Berns Boten ins Lager von Moncalieri, besammelten die Hauptleute von Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Zürich und eröffneten ihnen, sie seien entschlossen, die Pässe zu bewahren, die fünf Städte möchten sich ihnen anschliessen. Sollten aber die Städte auch mit den andern auf Mailand zurückfallen, so würden die Berner unverzüglich den Feldzug abbrechen und den Rückmarsch über das Gebirge antreten. Die fünf Städte pflichteten ihnen bei und schlugen sich auf Berns Seite. Da lenkten die Länder ein, und in gemeinsamem Ratschlag wurden den Aufgeboten der Orte die Stellungen angewiesen. Die Berner sollten mit den Westschweizern, mit Basel, Schaffhausen und Rottweil in Susa aufmarschieren, die übrigen Orte in Pinerolo, die Freischaren und die Mannschaften aus den Vogteien in Saluzzo, womit man die Pässe über den Mont Cenis und den Mont Genève, auf denen man den Feind erwartete, gesperrt wähnte. Wohl erreichten die Truppen ihre Bestimmungsorte; doch ihr verspäteter Eifer rettete den Feldzug nicht. Ihr Säumen hatte Franz I. freie Hand gegeben.

Der König brannte vor Begierde nach einer glänzenden Tat.

Frankreich ging mit ihm einig und antwortete seinem Ehrgeiz mit einer aussergewöhnlichen Anstrengung, weil es das Unternehmen als nationale Sache betrachtete. Da ihm die Schweizer Zeit liessen, traf er sorgfältig seine Vorbereitungen. Er stattete das Heer mit allem aus, was ihm Kriegskunst, Technik, Erfahrung und Opferwille zur Verfügung stellten. Um ihn scharte sich der kriegerische Adel, ihm dienten die erprobten Feldhauptleute La Trémoille und Trivulzio, während junge Talente, so Karl von Bourbon, darnach brannten, den ersten Lorbeer zu gewinnen. Den Kern des Fussvolkes bildeten 20 000 deutsche Landsknechte. Doch die Hoffnung ging mit den Sonderwaffen, einer erlesenen Reiterei und einer Artillerie von 80 Stücken, wie sie noch kein französisches Heer vereinigt hatte; sie sollten den alles niederwerfenden Schlachtgeist des schweizerischen Fussvolkes bezwingen. Das Heer war mit dem Notwendigen versehen und genau eingeteilt, die Schwierigkeiten des Alpenübergangs vorgesehen und berechnet. Der König wählte nicht den Mont Cenis und den Mont Genèvre, wie man erwartete; dort liess er zur Täuschung nur kleine Abteilungen übergehen. Vom Herzog von Savoyen beraten, führte er das Heer in den ersten Augusttagen unter gewaltigen Anstrengungen über den wilden Col d'Argentière, der erst wegbar gemacht werden musste. Die Eidge nossen, die diesen Übergang nicht für möglich gehalten hatten, waren überfallen, ihre linke Flanke umgangen, als die französische Vorhut am 10. August unter Bourbon aus dem Sturatal hervorbrach.

Noch zweifelte Schiner, der als Legat des Papstes die militärische und politische Leitung führte, nicht am Ausgang. Er besass Erfahrung in den Waffen und jedenfalls den entschlossensten Willen. Unverzüglich hielt er in Pinerolo Kriegsrat und setzte die richtigen Massnahmen durch. Die beiden Korps in Pinerolo und Susa sollten links abmarschieren, mit den Freischaren in Saluzzo sich vereinigen und die Franzosen angreifen, ehe sie sich vollständig aus dem Gebirge entwickelt hätten. Sogleich traten die Berner und die Freiburger, die von Susa her den weitesten Weg hatten, den Marsch nach Saluzzo an, als die Innerschweizer in Pinerolo erklärten, es sei alles umsonst, die Freischaren sollten Saluzzo räumen. Darauf stellten die Berner und die Freiburger den Vormarsch ein und fielen auf Susa zurück. Diese Unbotmässigkeit der Innerschweizer zerstörte die letzte Gunst des Feldzugs. Nicht aus Feigheit versagten sie; sondern die Verwilderung des Söldnertums hatte ihre eingeborene Spürkraft abgestumpft und ihre andere Natur, Eigensinn und Willkür, wuchern lassen. Ihre Busse war, dass sie sich

einen Monat später blindlings in den Heldenkampf von Marignano fortreissen liessen.

Das Ausweichen der Schweizer hatte sogleich seinen Rückschlag auf die ausgeplünderte Bevölkerung; sie half wie ihr Herr, der Herzog von Savoyen, den Franzosen, öffnete ihnen die Wege und die Tore, streifte im Rücken der Schweizer und fing die Posten ab. Da verzichteten die Schweizer auf die Offensive, räumten die Passhüten, traten den Rückmarsch an und vereinigten sich in Rivoli westlich Turin. Hier hielten die Haupteute Kriegsrat, eine traurige Schau. Sie waren vom Rückzug beschämt, von den Verbündeten ohne Sold und Verpflegung gelassen, vom Misserfolg entzweit und gegeneinander argwöhnisch und mitten in einer aufsässigen Bevölkerung des Heeres nicht sicher. Viele Knechte verliessen krank das Lager, andere rissen aus. Den Groll im Herzen, ohne Hoffnung auf weiteres Glück, beschlossen die Haupteute, auf Vercelli und Mailand zurückzugehen.

Da nahte der Versucher. Wohl war dem König Franz der strategische Überfall gelungen und erfüllte ihn mit stolzer Zuversicht; aber trotz seiner Übermacht wollte er den Kampf mit dem gefürchtetsten Fussvolk vermeiden. Mit Flammenschrift stand seinen Generalen der Tag von Novara vor Augen. Darum begehrte er Verhandlungen, um den Gegner mit guten Bedingungen zu besiegen, und suchte durch den Herzog von Savoyen bei den Schweizern um Geleit für seine Boten nach. Die Haupteute zauderten nicht. Ohnmächtig, mit einem zerbröckelnden Heer das Feld zu behaupten, ergrimmt über die Verbündeten, Kaiser, Papst und Spanien, die sie im Stich liessen, müde des unauslöschlichen Geredes, die Verbündeten hielten an diesem Ort Sold, an jenem Verstärkungen bereit, von der Erkenntnis überwältigt, dass die Verteidigung Mailands der Eidgenossenschaft allein zu Lasten fiel, besannen sie sich darauf, dass sie Vollmacht zu Verhandlungen hatten, da ihnen die Tagsatzung am 23. Mai Gewalt gegeben hatte, in unvorhergesehenen Fällen so zu handeln, wie es Lob und Nutzen der Eidgenossenschaft erforderten. Nicht länger half dem Kardinal die Kunst der leeren Worte. Am 17. August sagten die Haupteute den Franzosen das Geleite zu und taten damit den Schritt, der die Wende der eidgenössischen Politik ankündigte.

Ergrimmt warf Schiner die Schuld auf die Berner Haupteute Albrecht vom Stein und Hans von Diesbach, des Schultheissen Sohn, die sich den Franzosen verkauft hätten, und sein Neffe schrieb aus dem Lager an den Nuntius in Zürich, der hungrige Bär

werde hier durch seine Jungen des Raubes gesättigt werden; die ganze Welt werde die Schande der Eidgenossen ausschreien. Wohl hasste Stein den Kardinal seit dem Attentat in Moncalieri als persönlichen Feind; aber er war nicht dem französischen Geld, sondern den strengen Erfahrungen der letzten Wochen erlegen, da die Urschweizer versagt hatten. Den Feldzug gab er jetzt auf; es konnte sich nur noch darum handeln, ihn mit dem geringsten Schaden abzubrechen.

Am 18. August brach das Heer von Rivoli auf, nahm aber den Rückzug nicht, wie vorgesehen, nach Westen auf Vercelli, sondern nach Norden auf Ivrea zu. Die Haupteute fürchteten, wenn sie sich dem Gotthard näherten, würden die Innerschweizer abziehen, während sie in Ivrea dem Grossen St. Bernhard nahe waren, so dass sie auf der bernischen Postlinie rasch Nachrichten nach Hause geben konnten und bei den Verhandlungen mit Franz I. eine gesicherte Stellung am Fuss des Gebirges fanden. Nun aber erhob der König plötzlich Schwierigkeiten, weil er seines Erfolges allzu sicher geworden war. Nicht in Vercelli, wie ausbedungen, sondern in seinem Hauptquartier in Turin, wo die Schweizer als Besiegte vor ihm erscheinen sollten, wollte er verhandeln. Wohl wiesen die Haupteute diese Kränkung von der Hand; gleichwohl setzten es die Urschweizer durch, dass das Heer am 22. August die gute Stellung bei Ivrea aufgab und nach Vercelli zog. Als sich hier die Unterhändler des Königs nicht fanden, ging der Marsch, von feindlicher Reiterei umschwärmt, weiter nach Novara. Wie sie hier nicht die von den verbündeten Mächten angekündigten Gelder und Hilfs-truppen antrafen, kam es zu einem heftigen Auftritt zwischen Schinner und Stein; die Knechte empörten sich gegen den Kardinal, der vor ihrer Wut nach Piacenza floh. Nach dieser letzten Enttäuschung beschlossen die Haupteute den Heimmarsch. In der Tat war die Lage unhaltbar geworden: Der König zeigte aus der Ferne einen guten Willen, der nicht Farbe annahm, und die Verbündeten schienen die Schweizer vergessen zu haben; sie waren nicht vorhanden. Die Aufgebote von Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Graubünden zogen nach Arona am Langensee, um von dort aus den Simplon zu gewinnen; die andern rückten über den Tessin nach Gallarate, wo sie dem Gotthard näher waren. So überstürzt erfolgte der Rückzug, dass das Geschütz, das man mühsam aus Piemont mitgenommen hatte, liegenblieb. Als die Berner am 27. August in Arona eintrafen, hatten sich die Haupteute eine erdrückende Rechenschaft zu geben. Dreimal hatten sie schlagen wollen,

dreimal hatte der Eigenwille der Urschweizer den Kampf verhindert, so dass der König die Vorteile des Feldzugs mühelos eingehemst hatte. Nicht einmal mehr auf die eigenen Truppen konnten sie sich verlassen. Am 28. August erstatteten sie dem Rat in Bern einen traurigen Bericht, der den Misserfolg enthüllte: sie hätten nur noch wenig Leute unter der Fahne, da viele von der Not aus dem Lager verscheucht würden; werde der Friede nicht geschlossen, müssten sie in grosser Schande und Armut abziehen. Mochte auch der Bericht die Fahnenflucht zu stark herausheben, angesichts der feindlichen Übermacht und der Entzweiung mit den Innerschweizern, die ihre Unlust hinter dem Verratgeschrei bargen, verhiessen Verhandlungen den letzten Ausweg. Und wie nun wirklich eine erneute Einladung des Königs eintraf, da seien sie der Botschaft froh gewesen, meldeten die Hauptleute heim. Sie ordneten von der Stadt Bern die Venner Spilmann und Senser und Hauptmann Ludwig von Wattenwyl und von der Landschaft Venner Grossmann von Thun und Spar von Frutigen ab. Diese trafen mit den Boten der übrigen Orte in Vercelli zusammen.

Unterdessen waren die heimischen Regierungen durch die Nachrichten aus dem Feld aufgeschreckt worden. Sobald Bern den Aufbruch des Königs vernahm, bot es 4000 Mann auf, um mit einem Vorstoss über Chambéry dem König in die Flanke zu fallen. Doch die andern Orte fanden besser, die Kräfte für die Lombardei zu sparen, worauf Bern auf das Unternehmen verzichtete. Die Tagsatzung, zuversichtlicher als die verzweifelnden Hauptleute im Feld, wollte die letzte Kraft des Landes für Mailand einsetzen und beschloss am 20. August, jeder Ort solle mit seiner Macht ausziehen, und bestimmte Novara als Sammelplatz. Altschultheiss von Wattenwyl brach am 25. August mit 2000 Mann auf und erreichte in fünf Tagmärschen über die Grimsel und den Griespass Domodossola, wo er am 30. August zu seinem Erstaunen die Berner, Solothurner und Freiburger fand, die sich in Arona von den Baslern, Schaffhausern und Thurgauern getrennt hatten; diese kehrten zum Hauptheer nach Varese zurück. Nur drei Tage wollten die Knechte noch in Domodossola ausharren. Da sie zu oft um den Sold betrogen worden waren, hielten sie sich zu nichts mehr verpflichtet und wollten nicht einmal das Geschütz mitnehmen; die Offiziere mussten es selbst verladen und auf dem Langensee abführen.

In Varese stiess das dritte Aufgebot der Tagsatzung zum Hauptheer und gab ihm den Mut wieder, und da endlich auch Geld vom Papst kam, von dem jeder Knecht zwei Gulden empfing, gewann

das Heer die Zuversicht so weit zurück, dass es sich nicht einen Frieden um jeden Preis bieten lassen wollte. Nicht der gleiche Geist kam in Domodossola auf, trotzdem hier die dritten Aufgebote von Freiburg, Solothurn und Wallis eintrafen. Es wird nicht gemeldet, dass auch in Domo der päpstliche Sold verteilt worden sei, der die Knechte aus Not und Verlassenheit erlöst hätte. So kam von Varese umsonst die Aufforderung, die westlichen Orte sollten sich wieder mit den andern vereinigen.

Unterdessen liefen die Verhandlungen mit den Franzosen, zuerst in Vercelli, dann in Gallarate. Trotzdem der König den Osten des Herzogtums Mailand kampflos besetzt hatte, wollte er die Eidgenossen nicht nur befriedigen, sondern auch auf seine Seite ziehen. Und da seine Boten, der Bastard von Savoyen und Lautrec, zwar mit dem Gebiet geizten, aber mit dem Gold nicht sparten, kam am 9. September ein Friede und eine Vereinigung zugleich zustande. Die Eidgenossen überlassen dem König Mailand; dafür stattet er Herzog Maximilian mit dem Fürstentum Nemours und 12 000 Franken Jahrgeld aus. Er gibt den Eidgenossen die 400 000 Kronen des Friedens von Dijon, 300 000 an die Kosten des Feldzugs von 1515 und weitere 300 000 für die Eroberungen von 1512, Eschen-tal, Maggiatal, Lugano, Locarno, Bormio, Veltlin und Chiavenna. Die Vereinigung sieht das Übliche vor, Söldnerwerbung, ein Jahrgeld von 2000 Franken für jeden Ort und die Hilfe des Königs in einem Krieg der Eidgenossen. An diesem Vertrag ist nicht das auffällig, dass die Eidgenossen Mailand aufgaben; in ihrer Verlassenheit konnten sie es vor der gesammelten Kraft Frankreichs nicht behaupten. So entleert war die franzosenfeindliche Allianz, dass der König ihnen den Sold bezahlte, den der Papst und Spanien versprochen hatten. Auch der jähre Übergang vom Krieg zum Bündnis war ihnen durch manches Beispiel der Mächte vertraut, vielleicht gar zur Vorsicht gegen die bisherigen Verbündeten geboten; er gehörte zur voraussetzungslosen Zeit. Befremden aber musste es, dass sie die Frucht jahrelanger Bestrebungen, den südlichen Tessin und die ennetbirgischen Täler Graubündens, verkauften. Der König war des Friedens froh; die Eidgenossen aber sollten sich über ihn entzweien.

Am 1. September trat in Domodossola der Kriegsrat zusammen. Mannhaft erhob Altschultheiss von Wattenwyl die Stimme, die Eidgenossen nicht zu verlassen; was ihnen zustosse, werde auf Berns Namen fallen. Er hatte nicht das zermürbende Elend der letzten Monate, die Tücke dieses Feldzugs erlebt, sondern von Hause einen ungebrochenen eidgenössischen Glauben mitgebracht. Ihm wider-

sprach die Mehrheit der Hauptleute, und an der versammelten Heergemeinde siegte ihre Meinung; es wurde beschlossen, in Domo zu bleiben. An diesem Tag schrieben die Hauptleute nach Bern, sie hätten noch 1000 Mann bei der Fahne; darnach muss das Weglaufen schon das dritte Aufgebot angesteckt haben. Am 2. September traf aus Varese Hans von Diesbach ein, des Schultheissen Sohn, der seit Jahren dem spanischen Vizekönig von Neapel als Gardehauptmann diente. Er meldete, dass die Eidgenossen zur Offensive entschlossen seien und am nächsten Tag nach Mailand marschieren würden. Auf diese Kunde beschloss die Heergemeinde am nächsten Morgen, ihnen zuzuziehen. Da kamen aus Vercelli die bernischen Unterhändler, die Venner Spilmann und Senser, und überbrachten die vorteilhaften Angebote des Königs. Wieder trat die Heergemeinde zusammen, und obgleich sich eidgenössische Stimmen erhoben, hiess sie die Bedingungen gut, beschloss, in Domo zu warten, und sandte die beiden Venner mit Hauptmann Hans von Erlach nach Vercelli zurück, die letzte Hand an den Vertrag mit dem König zu legen. Da die Hauptleute nur zu Verhandlungen, nicht zu einem Abschluss Vollmacht hatten, rechtfertigten sie sich am 4. September vor dem Rat zu Bern. Alle Bitterkeit, alles Misstrauen, ihre gekränkten Ehre, ihre Ohnmacht gegen die Soldaten, die zu einem hungernden, plündernden Gesindel geworden waren, legten sie in den Brief: «Fürsten und Herren sind gleich falsch an uns. Der Kardinal von Sitten hat sich mit 10 000 Dukaten hinweggemacht. Hätten wir diese bekommen, so hätten wir das Volk beisammenhalten können. Da sie alle uns betrogen haben, so dachten wir, wir könnten nur mit einem Frieden aus diesem schweren Handel kommen.»

Das Hauptheer zog am 3. September von Varese nach Monza näher Mailand, damit den Willen bekundend, diese Stadt zu halten, und bestürmte die Hauptleute in Domodossola, ihm nachzurücken.

Aber bereits besetzten die Franzosen die Strasse nach Monza, und dem entsprach die Stimmung in Domodossola. Die Knechte tobten, sie lasse man in Armut, während die andern in Varese bezahlt worden seien; wenn man sie weiter in Gefahr führen wolle, so würden sie den Hauptleuten über den Leib laufen. Man beschloss, in Domo den Ausgang der Friedensverhandlungen abzuwarten.

Der Rat von Bern beobachtete die Ereignisse aus der Ferne. Da sie rasch abliefen und die Meldungen Tage brauchten, konnte er ihnen nur mit späten Beschlüssen folgen. Vom Nuntius und vom kaiserlichen Gesandten bestürmt, erliess er am 5. September eine dringende Mahnung an das Aufgebot in Domo, sich nicht von den

Eidgenossen zu sondern. Doch gleich darauf erhielt er Meldungen, die ihm das Unglück in der Lombardei enthüllten, und unter ihrem erschütternden Eindruck gab er den Hauptleuten die Vollmacht, die sie schon vorweggenommen hatten, den Frieden zu ordentlichen Bedingungen abzuschliessen.

Das Hauptheer empfing den Frieden von Gallarate im Lager zu Monza. Er war von vornherein für die Urkantone unannehmbar, weil er den südlichen Tessin preisgab. Die andern Orte schwankten; manchem erwachte die Ehrliebe, weil er fühlte, dass der Eidgenossenschaft eine geschichtliche Stunde geschlagen habe. Eine ewige Schmach wäre es ihr, hiess es, wenn alle Welt ihr vorhalten würde, bei Novara sei der Vater an die Franzosen verraten worden, jetzt werde der Sohn an sie verhandelt. Schiner wurde nicht müde, es den Zaudernden vorzuhalten, und noch einmal siegte der Zauber seiner Beredsamkeit, der den Zagenden die Zuversicht gab, in Mailand würde ein päpstlich-spanisches Heer zu ihnen stossen. Am 10. September rückte das Heer auf Mailand und sandte eine letzte Mahnung nach Domo. Dort traf am 9. September der Friede von Gallarate ein; noch wartete die Kriegsgemeinde mit der Bestätigung. Wie aber die Vollmacht von Bern anlangte, da beschlossen die versammelten Aufgebote von Bern, Freiburg und Solothurn jener Mahnung ungeachtet am 11. September, den Frieden anzunehmen und heimzuziehen, und am 12. traten sie den Rückmarsch an, in Domo eine Besatzung von 250 Mann unter Ludwig von Diesbach, Dietrich von Englisberg von Freiburg und Hans Ulrich von Heidegg von Solothurn zurücklassend. Es hielt sie nicht auf, dass ihnen halbwegs der Befehl der westlichen Regierungen entgegenkam, in Domo stehenzubleiben. Sie zogen ab, weil sie sich verlassen glaubten und den schweren Krieg nicht länger aus ihrem Säckel ertragen konnten, wie die Hauptleute am 11. nach Bern schrieben, weil auch die Friedensbestimmung, die den südlichen Tessin opferte, sie nicht nahe berührte, und weil die Hauptleute sich aus einer schimpflichen Lage sehnten, da ihnen die Knechte unter den Händen wegliefen. Sie zogen nicht ab, um einer Schlacht auszuweichen, da sie nach all den verpassten Gelegenheiten nicht mehr an einen Waffengang glaubten. Doch in den Tagen, da ihre Kolonnen das Eschental hinanstiegen, fiel bei Marignano die Entscheidung, die sie nicht mehr gewärtigt hatten. Anshelm trägt wehmütig in seine Chronik ein, jedermann glaube, wenn der Bär mit seinem Anhang bei den Eidgenossen geblieben wäre, so wäre es am Verhandlungstisch oder dann auf dem Schlachtfeld besser gegangen.

Als das eidgenössische Hauptheer in Mailand eintraf, fand es die Verheissung, mit der es Schiner hergelockt hatte, nicht erfüllt; die Spanier waren nicht zur Stelle. Wohl war der Vizekönig Cardona vom Po her gegen Mailand aufgebrochen. Aber unterwegs empfing er die Nachricht von den Friedensverhandlungen, und da er ohnehin Schiner und den Eidgenossen nur halb traute, sah er darin die Bestätigung ihres Abfalls und nahm seine Truppen auf Piacenza zurück. So erreichten die Franzosen mit ihren Friedensverhandlungen ein Doppeltes: sie trugen die Spaltung unter die Eidgenossen und trennten sie von ihren Verbündeten. Nach dieser letzten Enttäuschung rüsteten die Zürcher mit andern am 13. September zum Heimmarsch, als Schiner durch List den Zusammenschluss herbeiführte. Am 13. und 14. September gaben die Eidgenossen den Franzosen bei Marignano die Riesenschlacht und verloren sie. Was sich schon bei Novara angekündigt hatte, trat hier ein; die neue französische Taktik der gehäuften Geschütze und Reitergeschwader überwand das schweizerische Fussvolk. Es fochten auch Berner bei Marignano, zwei Freiharste unter Gabriel von Diesbach und Hans Schindler und die Unteraargauer, die mit den Innernschweizern über den Gotthard gezogen waren. Unter den Tausenden, die das Schlachtfeld bedeckten, lagen Hug von Hallwyl und Ludwig Frisching.

Nach der Niederlage räumten die Schweizer die Lombardei und zogen ab; Mailand wurde wieder französisch. Härter noch traf der Schlag die verbündeten Fürsten; sie erfuhren eine Überraschung, die grausamer war als alle, die sie den Schweizern bereitet hatten. Nachdem sie die Schweizer hintergangen hatten, wurden sie vom schweizerischen Schlachtenglück betrogen, die Strafe für ihre kurz-sichtige List, der Schweiz allein die Verteidigung der Lombardei aufzubürden.

Die Begierde des Königs Franz, die Eidgenossen zu gewinnen, war nach der Schlacht von Marignano noch grösser als vorher. Darum liess er den südlichen Tessin nicht besetzen. Einzig das Eschental ging verloren, ein dunkler Vorgang, der den Verdacht nährte, der wie ein Schatten dem Feldzug gefolgt war. Schon die Zeitgenossen deuten an, die Führer, vorab die bernischen, seien dem französischen Geld erlegen, weil sie sich nur so den Rückzug erklären können. Anshelm sagt beziehungsreich, wer von einem Freund abstehen wolle, suche Ursache, wo er sie finde. Selbstverständlich schien es den Tadlern, dass die bernischen Hauptleute

nach allen Erfahrungen auf verlorenem Posten hätten ausharren und die Schlacht von Marignano, die eine Augenblickseingebung Schiners war, voraussehen sollen. Die Anklage warf die Schuld eines ganzen Volkes auf einzelne, um den Zusammenbruch von Marignano zu erklären. Es wurden besonders Albrecht vom Stein und die Venner Spilmann und Senser bezichtigt, wennschon Beweise der Käuflichkeit nicht vorliegen. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, dass sie französisches Geld genommen haben. Aber das Unglück war schon geschehen, als die Eidgenossen zu Novara im Unmut auseinanderfuhren und das Geschütz liegenliessen. Nach einer solchen Selbstentkräftung war es im Felde viel schwerer, den Glauben an den Sieg aufrechtzuerhalten, als es sich der Spätere malte.

Der Verlust des Eschentals schien den Verdacht zu bestätigen. Beim Abzug hatten die drei westlichen Orte eine Besatzung von 250 Mann unter drei Hauptleuten in Domodossola zurückgelassen. Es handelte sich nicht darum, diesen Punkt der Eidgenossenschaft zu erhalten, da er mit den andern südlichen Eroberungen im eben abgeschlossenen Frieden von Gallarate den Franzosen verkauft worden war, sondern den Rückzug mit dieser Talsperre zu decken. Mit Marignano trat eine neue Lage ein; der Friede war zerrissen. Obschon die drei westlichen Orte den Frieden nach Bundesrecht allein aufrechterhalten konnten, war doch die Wucht der Tatsachen stärker: die ganze Eidgenossenschaft stand Frankreich vertragslos gegenüber; ein fester Zustand musste erst gefunden werden. In Domo blieb die Not, die die westlichen Aufgebote nach Hause gescheucht hatte. Die Knechte wurden nicht entlöhnt und verpflegt, so dass am 23. September noch 30 Mann übrigblieben. Mit Schrecken sahen die Eschentaler, deren Treue wie ein Strahl aus dunkler Nacht aufleuchtet, ihren Schutz schwinden; da sie als gute Eidgenossen sterben wollten, wandten sie sich flehend an die Tagsatzung. Während Freiburg rasch handeln wollte und am 20. September einen Auszug von 1500 Mann beschloss, war Berns Wille gespalten. Es forderte am 21. September das Wallis auf, 2000 Mann nach Domo zu senden, schrieb aber am 24. der Tagsatzung, dieser Ort sollte aufgegeben werden, wenn die Eidgenossen Lugano und Locarno räumten. Es verkannte nicht seine Bedeutung, überlegte sich aber wohl, ob er einen weiteren Waffengang mit Frankreich wert sei.

Gespalten war auch das Empfinden der ganzen Schweiz. Sie hatte die vorschnelle Kunde vom Sieg des ersten Schlachttags mit rauschender Freude aufgenommen. Möge kein Feind entrinnen!

hiess es. Um so jäher war das Erwachen nach der Niederlage. Allgemein war der Eindruck, dass etwas Ungemeines vorgefallen sei. Dass aber mit Marignano die Eidgenossenschaft den Höhepunkt überschritten hatte, das überblickt erst die Nachwelt. Damals spürte man keine Dämpfung des Hochgefühls, sondern gedachte den Kampf um die Lombardei durchzuhalten. Aber schon liessen sich durch die Wallung kühle Stimmen hören, die dem Wagnis widersprachen. Die Tagsatzung, die am 24. September in Luzern zusammentrat, ist der Ausdruck der Verlegenheit. Im ersten Gefühl dachte sie 22 000 Mann aufzubieten, um den Abzug und Unfall von Marignano, wie sie sich ausdrückte, wettzuschlagen. Sie befahl, die Besatzungen von Lugano und Locarno zu verstärken, und übertrug den westlichen Orten die Hut über Domo. Aber neben dieser Entschlossenheit wurde das Verlangen nach Frieden laut; Luzern und Unterwalden erklärten, Bern sei berufen, mit Savoyens Hilfe den Frieden zu vermitteln. Franz I. nährte diese Stimmung, indem er der Tagsatzung zur Besänftigung des verletzten Stolzes sagen liess, es sei ihm leid, dass die Schlacht geschehen sei; er sei immer noch bereit, den Frieden zu schliessen. Der Ausgang der Tagsatzung bestärkte Bern in seinen behutsamen Überlegungen und beschleunigte das Schicksal des Eschentals.

König Franz hatte die südlichen Vogteien der Eidgenossen geschont, wurde aber schwankend, als ihm seine Generale vorstellten, welchen Vorteil ihm der Besitz der Alpenausgänge verleihe. So liess er es geschehen, dass die Franzosen Lugano und Locarno überfielen und die eidgenössischen Besatzungen dort in den Burgen einschlossen. Leicht sollte ihnen Domodossola zufallen. Ein Ränkespiel ging voraus. Hans von Diesbach, geringeren Geistes als sein Vater, der Schultheiss, aber wie dieser den Zeichen der Zeit willig, trat aus dem spanischen in den französischen Dienst und versprach, dem König gegen eine Summe Geldes Domo kampflos zuzuhalten. In Domo stimmte er seinen Vetter Ludwig, der dort den Befehl hatte, für Frankreich und eilte nach Bern, um die Verstärkung des Platzes zu hintertreiben. Es bedurfte der Künste nicht. Bern, jedem weiteren Zusammenstoss mit dem König abhold, rief Ende September Ludwig von Diesbach ab, gewann Freiburg und Solothurn, denen die Tagsatzung auch den Schutz von Domo anvertraut hatte, und erteilte am 7. Oktober den Zusätzern in Domo den Befehl, beim Anmarsch der Franzosen die Stadt zu räumen. Da zu gleicher Zeit der franzosenfreundliche Supersaxo im Wallis über Schiners Anhang siegte, hatte das Eschental keinen Helfer mehr. Als die Franzosen

Ende Oktober vor Domo erschienen, öffneten die Zusätzer die Tore und zogen ab. Anders ging es im Tessin. Die Waldstätte waren entschlossen, ihn um jeden Preis zu behaupten und verscheuchten die Franzosen von Bellinzona, Lugano und Locarno. Diese Plätze erhielten eidgenössische Besatzungen, zu denen auch Bern seine Mannschaft stellte, und blieben erhalten, da die Franzosen nach dem misslungenen Ansprung nicht weiter zudrängten. Bereits waren die Friedensverhandlungen in vollem Zug.

7. Der ewige Friede mit Frankreich

Die Schlacht von Marignano hatte in Europa einen weiten Nachhall. Die Völker atmeten auf, weil der Bann der schweizerischen Unbesiegbarkeit gebrochen war. Thomas Platter hörte in Breslau auf seinen Schülerfahrten sagen, jetzt hätten die Schweizer ihre beste Kraft verloren. Nicht anders dachten die Fürsten. Mochten auch Spanien, der Papst und der Kaiser die Leidtragenden von Marignano sein, so empfanden sie es doch als eine Erlösung, dass der Schweizerzauber vom Schlachtfeld gebannt war, dass die Stolzesten der Krieger zum gemeinen Rang hinabgesunken waren.

Anders empfand die Eidgenossenschaft den Schlag von Marignano. Sie überzeugte sich, dass der Fahnenehre bei Marignano genug geschehen war. Mochte auch an diesem Tag das Glück vom Heer gewichen sein, an seinem Schlachtgeist zweifelte sie, zweifelte auch der Sieger nicht, wie seine goldenen Angebote bestätigten. Die Niederlage hatte den Waffenruhm nicht verdunkelt, sondern streng geprüft. Gebieterisch forderte aber der Augenblick von den Eidgenossen Rechenschaft, was sie in Italien noch suchten. Sie hatten den Krieg entfesselt, weil Ludwig XII. ihr Selbstgefühl gekränkt hatte. Zur Strafe hatten sie ihm die Lombardei entrissen und dem unfähigen Sforza gegen einen hohen Jahrestribut überlassen. Das Geldgeschäft hatte fehlgeschlagen, weil die Lombardei die Summen nicht erschwingen konnte. Grimmer war die politische Enttäuschung. Sie hatten erfahren, wie die Fürsten sie mit Verheissungen gegen Frankreich vorsandten und im Stich liessen. Es kam ihnen nicht länger zu, als tapfere Toren dem Wankelmut der Grossen zu dienen. Wohl gab es eine Überlegung, die sie in Italien festhalten konnte; es war die Gefahr, dass Frankreich sie mit dem Besitz der Lombardei im Westen und Süden umklammerte. Aber da die andere Grossmacht Habsburg Frankreich das Gegengewicht hielt, indem sie die Schweiz im Osten und Norden umgrenzte, hatte

diese Erwägung, die Fernsicht, die sie erforderte, die Beschlüsse der Tagsatzung bisher nicht beeinflusst. Näheres drängte. Nachdem die Eidgenossenschaft von den Mächten missbraucht worden war, ergab der Rundblick, dass nur die Verständigung mit Frankreich die Lage begleichen konnte.

Überzeugender noch wurde Bern von dieser Einsicht gemahnt. Es hatte den Krieg mit Frankreich nicht entfesselt, es hatte ihn nicht einmal begehrt, aber dann mit Genugtuung aufgenommen, weil er gegen die von Bern am meisten beargwöhnte Macht ging und Berns Wünsche im Westen erfüllen konnte. Obschon den italienischen Unternehmungen abgeneigt, hatte es seine Aufgebote auf den Pavierzug, zur Schlacht von Novara und eben noch auf den Feldzug von 1515 entsandt, in der stillen Hoffnung, mit seiner Bundestreue im Süden den andern eine solche für den Westen einzuflössen. Durch die Wechselfälle des Krieges ging unabirrt Berns Plan, den Schauplatz nach Westen zu verlegen und den König von Frankreich in seinem Stammland anzugreifen. Hier winkten ihm die Gewinne, die ihm im Burgunderkrieg entgangen waren. Mit der Eroberung von Neuenburg gab Bern 1512 die Einleitung, und 1513 fasste Bern alle Orte zu dem grossen Zug zusammen, der vor Dijon überraschend und kläglich zusammenbrach. Dieser Ausgang erteilte ihm schmerzliche Lehren. Die andern Orte waren der nachhaltigen Teilnahme an der burgundischen Politik unfähig, und für den Söldner hatte der Westen zuwenig Anziehungskraft; die Sehnsucht, die immer wieder nach Süden lockte, fand im Westen ihr Traumland nicht. Noch einmal suchte Bern dem Krieg seine Richtung zu geben, indem es 1515 zu einem Vorstoss in die Dauphiné rüstete, um die Lombardei zu entlasten. Es wurde von den andern zurückgehalten und erntete dafür die traurigen Erfahrungen in Piemont, wo der Eigensinn der Innerschweizer die gelegensten Schlachtfelder verwarf, nur weil die bernischen Hauptleute sie billigten, und Berns Bundestreue mit Verdacht und Schimpf vergalten. Und gar der Rückzug von den Westalpen nach Marignano offenbarte schneidend die schweizerische Zerfahrenheit, die sich ihren Launen überliess, weil sie auf den Augenblick der grossen Waffentat zählte, der zuletzt alles wiederherstellen würde.

Eine ebenso trostlose Schau tat sich auf, wenn Bern das Verhalten der verbündeten Mächte musterte. Von Kaiser Maximilian war man der haltlosen Worte und hastigen Gebärden gewohnt. Papst Leo X. hatte zu spät eine entschiedene Haltung gezeigt und Hilfe gespendet. Spanien hegte so wenig Vertrauen auf die Zuver-

lässigkeit der Schweizer, dass es in den Tagen vor Marignano sein Heer versagte. Dagegen sonnte sich Franz I. im Glanz seines Sieges, den ihm nicht der glückliche Zufall, sondern, wie man in Bern wohl wusste, die überlegene Ausrüstung seiner Truppen eingetragen hatte. Um so mehr sorgte sich Bern um einen drohenden Verlust im Westen. Karl III. von Savoyen hielt zwar seine guten Beziehungen zu Bern aufrecht; aber er hatte sich so sehr Frankreich überlassen, dass seiner eine Abhängigkeit wartete, die Bern nicht dulden durfte. Da die Kriegsereignisse Bern eine gewaltsame Lösung verboten, musste es den Weg gütlicher Verständigung mit Frankreich suchen. Die Opfer, die er verlangte, erschreckten Bern nicht. Es galt den Verzicht auf das mailändische Protektorat und damit auf jene Überlegenheit, die von der Nachwelt die europäische Grossmachtstellung der Schweiz geheissen worden ist. Wenn sie je dem damaligen Bern zum Bewusstsein gekommen ist, so erschien sie jedenfalls seit dem letzten Feldzug als Luftgebilde. Wohl drohte der Verlust der Vogteien im südlichen Tessin, an denen Bern auch Anteil hatte. Bern konnte ihn ertragen, weil es mehr darunter litt, dass die Gleichgültigkeit der andern ihm die Ausdehnung nach Westen hin versagt hatte.

Diese Friedenswünsche fanden einen beredten Verfechter im Schultheissen von Diesbach, der den letzten Erfolg seines erlöschenden Lebens einheimsen sollte. Er war die schillernde Persönlichkeit, vor der das Urteil aussetzt, weil seine Fähigkeiten, Neigungen, Bedürfnisse und Schwächen so sehr mit seiner Zeit übereinkamen, dass es schwer zu entscheiden ist, ob er die Umstände oder ob diese ihn gebildet haben. Er gehörte zu den wenigen, denen in Bern alles zu tun erlaubt war, weil ihn die Ehrwürde seines Alters, seine einzigartige Erfahrung und seine milden Sitten der Anfechtung enthoben. Anshelm hat ihn aus dem Vollen gezeichnet: er genoss das Dasein und gönnte es andern. Er wusste für jeden ein gütiges Wort, spendete den Armen mit offener Hand und verdross sich der Zudringlichkeit nicht. Die gastfreie Tafel gehörte zu den Mitteln, mit denen er seinen Einfluss befestigte. Zum vornehmen Wesen, das ihn kleidete, gehörte die Gunst, mit der er Künstler und Gelehrte förderte. Mit erlesenem Geschmack eignete er sich das Beste an, das Kunst und Gewerbe der Anmut des Daseins schenkten. Er liess bauen, beschäftigte die Maler und gab armen Schülern die tägliche Nahrung. Obschon er den landläufigen Wunderglauben nicht teilte und im Jetzerhandel die überirdischen Erscheinungen im Predigerkloster bezweifelte, so suchte

er doch begierig den Zugang zur Geheimkunst seiner Zeit, der Alchimie, und gab sich Betrügern preis. Die kostspieligen Versuche zehrten mehr als der prächtige Haushalt an seinem Reichtum, so dass er auf fremde Spenden angewiesen war, und er ist dem Anstössigen nicht immer ausgewichen. Da er aber in stillen Stunden, wie es scheint, Wahrheiten für sich hatte, so war ihm mehr Freiheit erlaubt, als die Abhängigkeit vom Geld erwarten liess; schliesslich tat er, was ihm die Einsicht gebot. In Berns hohen Kreisen zeigte er die neue Art, die man nachmals Renaissance genannt hat. Mochte er auch die Schranken Berns anerkennen, so drängte er doch nach Eigenleben. Jung hatte er mit seinem Vetter Niklaus Frankreich angehangen, er hatte dann mit Frankreich gebrochen, im Alter wurde er mit ihm wieder einträchtig. Durch allen Wechsel hindurch hatte er so viel Versöhnliches und Anziehendes, ja Zwingendes, dass die Ereignisse immer wieder zu ihm zurückkehrten. Als er zur Zeit des Burgunderkrieges in die Geschäfte trat, hatte Bern die Führung in der eidgenössischen Aussenpolitik; er trug mit die Verantwortung, dass Bern ihrer im Schwabenkrieg entsagte; am Ende seiner Tage wurde es die Genugtuung seines aufgesparten Lebens, dass er Bern diese Stellung zurückgab.

In Bern bekannte sich nun die französische Partei offen und knirschte Frieden, klagt Anshelm; der alte reiche Seckelmeister sei wieder Herr geworden. Gewiss lief französisches Geld um; aber es bestimmte nicht den Gang der Politik, sondern beschleunigte ihn nur. Die Tatsachen belehrten auch strenge Gegner Frankreichs. Aus Italien kam Kunde, dass Leo X., der am meisten für die Schweizer getan hatte, seinen Frieden mit Franz I. gemacht habe. Auch Schultheiss von Wattenwyl, bisher Frankreich abgeneigt, redete nun für den Abbruch des Krieges, und viele Schwankende fielen ihm bei.

Gleich nach der Schlacht von Marignano gelangte der Herzog von Savoyen mit neuen Angeboten des siegreichen Königs an die Schweiz. Sie lagen der Tagsatzung zu Luzern am 6. Oktober vor. Für sie arbeitete nicht das Gefühl der Niederlage, sondern die Überzeugung, dass Franz I. allein die Schweiz von den Kriegsschulden befreien werde. Vorweg verzichtete die Tagsatzung auf das Aufgebot von 22 000 Mann, das sie 14 Tage zuvor erlassen hatte, und Bern setzte es durch, dass ihm mit Freiburg und Solothurn die Verhandlungen anvertraut wurden; damit war der Sieg der westlichen über die südliche Politik eingeleitet. Mochte sich auch Franz I. auf einer Denkmünze als ersten Bezwinger der Eidgenossenschaft preisen, so wusste er doch, wie schwer ihm der Sieg ge-

worden war, und er bereitete den Boden behutsam vor. Er begegnete den schweizerischen Besetzungen in den lombardischen Festungen mit betonter Achtung, liess sie in Ehren abziehen und bezahlte ihnen den Sold, den ihnen Maximilian schuldete. In Genf führte der Herzog von Savoyen die Boten der Orte, von Bern Diesbach und Wattenwyl, mit den Gesandten des Königs zusammen und glich die Anstände aus, die das erste hochfahrende Auftreten der Franzosen erregte, so dass schon am 7. November der Friede abgeschlossen wurde. Die Eidgenossen bedingen Schonung der Anhänger Herzog Maximilians aus, wie auch sie allen, die unbotmässig dem König zugelaufen sind, Verzeihung verheissen. In der Hauptsache wird der Vertrag von Gallarate wiederholt. Der König verpflichtet sich zur Zahlung einer Million Kronen, darunter 300 000 für die Rückgabe von Lugano, Locarno und Maggiatal und der bündnerischen Vogteien. Der Friede enthielt auch ein Bündnis zwischen dem König und der Schweiz mit Söldnerwerbung und Jahrgeldern.

Der Friede lautete für den König nicht wesentlich günstiger als vor Marignano. Und doch klärten sich die Meinungen der Orte nur langsam auf. Darin gingen sie einig, auf das Protektorat über Mailand zu verzichten. Anfangs 1516 stand fest, dass Bern mit sieben Orten den Frieden annahm und fünf Orte, Uri, Schwyz, Basel, Schaffhausen und Zürich, ihn verwirfen. Den einen ging der rasche Übergang vom Krieg zum Bündnis nicht ein, die andern wollten die südlichen Vogteien nicht preisgeben. Bei Uri war beides mächtig. Auf der Tagsatzung erklärte Uri klein und verlassen, den Frieden nehme es nicht an, weil es den Tessin nicht opfern wolle; das Bündnis lehne es ab, weil es ihm schimpflich sei, dem König, der die Ihren erschlagen habe, so rasch Hilfe zu leisten. Gerade dieser Vorwurf fand im Land herum lebhaften Widerhall. Das Volk kam sich verkauft vor, begriff den raschen Wechsel nicht und warf auf Bern den Verdacht, ja die Schuld am Misslingen des Feldzugs. Ein Zürcher erhob gegen Albrecht vom Stein und andere bernische Hauptleute die Anklage, sie hätten Piemont dem König verkauft. Arnold von Winkelried, der die Schlacht von Marignano herbeigeführt hatte, musste vor dem Gericht zu Stans die Anschuldigung zurücknehmen, die Berner seien feldflüchtige Bösewichte. Gar Schiner wurde nicht müde, die Niederlage von Marignano, die er verschuldet hatte, den Bernern aufzubürden. Im bernischen Gebiet selbst gärte es. Die Oberländer und die Aargauer schrieben dem Rat nach Bern, er möge sich in acht nehmen, der König und der Herzog von Savoyen betrügen ihn; je mehr die französische Sache

vorwärtskomme, desto mehr gehe die bernische zurück. Doch der Rat hielt die Zügel fest in den Händen, und Frankreich kam ihm zu Hilfe.

Franz I. beeilte sich, seine finanzielle Zuverlässigkeit und Überlegenheit zu entfalten, und im Januar 1516 wurde der erste Stoss des französischen Geldes unter Musik und Gepränge in Bern eingeführt. Wohl grollten einige, die es kalt überlief: «Gott erbarme sich unserer Toten von Marignano! Dass der Böse die Franzosen und ihr Geld hätte! Wo sind die alten frommen Eidgenossen?» Doch solche Stimmen einer ersterbenden Überzeugung störten die Festfreude nicht. Die Tagsatzung beschloss, das Geld unter die Knechte, die 1513 nach Dijon und 1515 nach Italien gezogen waren, oder ihre Hinterlassenen zu verteilen. Es traf auf den Mann drei Kronen und einen Dicken. Bern empfing für seine Leute 30 000 Kronen und berief die Abgeordneten der Landschaft, vorgeblich, um mit ihnen die Verteilung der Summe zu bereiten, in Wirklichkeit, um sie für den Frieden und das Bündnis zu stimmen. Es gelang; die Versammlung rechtfertigte die Unterhändler von Gallarate, Spilmann, Senser und Ludwig von Erlach, indem sie ihnen ein Geldgeschenk zusprach. Noch mehr, auf ihren früheren Zorn zurückkommend, verzieh sie den nach dem Könizaufstand verstossenen Vennern und erlaubte ihnen die Rückkehr in den Rat. Rat und Volk gingen in der Aussenpolitik einig, bekamen aber auch gleich die üblichen Früchte der französischen Freundschaft zu kosten.

Die Fürsten der Liga bereuten zu spät ihre Saumseligkeit, die den Fall von Mailand verschuldet hatte. Heinrich VIII. von England und Spanien ermunterten Kaiser Maximilian zur Tat; Heinrich verhiess ihm grosse Summen und ordnete Richard Pace in die Schweiz ab, um für ihn zu werben. Wieder sollte das Blut der Schweizer für die Fehler der Fürsten aufkommen; wieder hob das Gewühl der Ränke und Versprechungen an, das mit unverwüstlicher Selbstverständlichkeit auf die leichtgläubige Tapferkeit der Schweizer abstellte. Am 27. November 1515 beschwore der kaiserliche Gesandte die Tagsatzung zu Zürich, vom französischen Bündnis zu lassen, eröffnete Aussichten auf die Hilfe Englands, die durch eine Zuschrift des englischen Gesandten bestätigt wurde, und verlangte 12 000 bis 14 000 Mann zur Befreiung Mailands. Auch Schiner drängte sich leidenschaftlich ein, um noch einmal zu wagen, was ihm bei Marignano misslungen war; wenn er auch den Boden der Schweiz nicht betrat, so war doch sein Geist gegenwärtig. Leo X. dagegen ermahnte die Eidgenossen mit einem Breve zum Frieden.

So arbeiteten Papst und Kardinal widereinander. Es half dem Kaiser, dass in vielen Gemütern die Erinnerung an Marignano brannte und Genugtuung verlangte. So sammelte der Kaiser im Februar 1516 mit englischem Geld 20 000 Mann aus den fünf Orten, die den Frieden mit Frankreich nicht angenommen hatten, und aus Graubünden und dem Thurgau. Auch aus den friedensfreundlichen Orten eilten die Freiwilligen herbei, bernische Hauptleute stellten ganze Fähnlein in seinen Dienst. Er verstärkte das Heer mit Landsknechten und Reitern auf 33 000 Mann und führte es anfangs März in Person nach der Lombardei.

Die überraschten Franzosen wussten keinen andern Rat, als die Schweizer mit Schweizern abzuwehren, und wandten sich an die befreundeten Orte. Doch so fest Bern am Friedensvertrag hielt, so schreckte es doch vor einem Zusammenstoss unter Schweizern in der Lombardei zurück und verbot wie die Tagsatzung die Werbungen. Da riefen die Franzosen Albrecht vom Stein. Er stach unter den kriegerischen Gestalten, die der Reislauf grossgezogen hatte, mit seinem prächtigen Wesen und seiner herzhaften Zuversicht hervor und galt als der Tüchtigste unter den Hauptleuten; er stellte das Söldnertum völlig dar. Nicht politische Neigung führte ihn zu Frankreich; er hatte früher gegen den König die Waffen getragen. Aber seit dem kläglichen Feldzug in Piemont war er davon überzeugt, dass er nur beim König unter soldatischen Bedingungen fechten könne. Darum sagte er zu, trotzdem er dem Kleinen Rat angehörte, und hatte gleich seine Helfer zur Hand, Ludwig von Erlach und Ludwig von Diesbach; Niklaus Manuel nahm als Feldschreiber bei ihm Dienst. Da die Franzosen die Zusicherung gaben, sie würden die Knechte nicht gegen den Kaiser einsetzen, beruhigte sich die Regierung. Noch feierten die Hauptleute in Bern rauschende Fastnacht, dann verschwanden sie nach Lausanne, wo 12 000 Knechte zusammenströmten, meist Berner und Walliser. Jetzt fuhren die franzosenfeindlichen Orte auf, weil das den Bruderkampf verhiess, und unter dem Eindruck dieser Entrüstung sandte der Rat den Knechten zwei Mitglieder nach, um sie heimzunehmen. Doch die Hauptleute erteilten ihm von Lausanne aus den schneidenden Bescheid, sie seien über den Befehl sehr verwundert, da der Rat mit dem König im Bündnis stehe und sein Geld genommen und ihnen drei Wochen zuvor die Werbung nicht verwehrt habe. Stracks zogen sie über den Grossen St. Bernhard und kamen gerade zur rechten Zeit.

Darob empörte sich die Eidgenossenschaft. «Haben denn die

Junker von Bern die Könizkirchweih schon vergessen?» hiess es drohend. Auf der Tagsatzung entschuldigten sich die Gesandten Berns, der Aufbruch sei gegen den Willen der Obrigkeit geschehen. Da die Tagsatzung überlegte, dass man mit dem Kaiser in der Erbvereinigung, mit Frankreich aber in keinem anerkannten Vertrag stehe, so beschloss sie am 26. März, die Knechte des Kaisers dürften im Dienst bleiben, die Knechte des Königs seien heimzurufen. Diese Einseitigkeit beschwichtigte wohl den Zorn des Landes, beschwore aber die Gefahr in der Lombardei nicht.

Der Marsch beider Heere ging auf Mailand, das der Connétable von Bourbon mit schwachen Kräften deckte. Als die kaiserlichen Schweizer aus der Veroneser Klause hervordrangen, befanden sie sich im Vorsprung, als Kaiser Maximilian den sicheren Erfolg verdarb. Wie in der Seele des erlauchten Herrn seiner Lebtag Unternehmungslust und Tatenscheu unberechenbar gewechselt hatten, entsank ihm jetzt plötzlich das Herz, so dass er den Vormarsch nur zage fortsetzte, wie sehr auch seine Generale und Schiner um Eile flehten. Schon gedachte Bourbon Mailand zu räumen, als am 24. März die 12 000 französischen Schweizer in Eilmärschen die Stadt erreichten. An diesem Tag hielt der Kaiser neun, am 26. nur noch zwei Meilen vor der Stadt, und damit standen wieder einmal Schweizer gegen Schweizer, Berner gegen Berner in der Lombardei, als die Unentschlossenheit des Kaisers die Lage rettete. Trotzdem er die Übermacht, ein williges Heer und fähige Generale hatte, verlor er den Mut, weil er plötzlich von der Angst befallen wurde, seine Schweizer könnten ihn, wie einst in Novara den Herzog Ludwig Moro, den Franzosen ausliefern, ein Schreckbild, das ihm die Überzeugung von der Unzuverlässigkeit des Söldnertums malte. Mochte so auch die Meinung seines treulosen Zeitalters sein, diesmal traf sie nicht zu. Die kaiserlichen Schweizer waren zum Kampf entschlossen, um die Schatten von Marignano zu verscheuchen. Wohl versuchten die Haupteute der französischen Schweizer die Landsleute in des Kaisers Dienst mit hohen Angeboten zu sich herüberzuziehen; sie erhielten die herbe Antwort, noch seien die Toten von Marignano unbestattet. Da geschah das Unerwartete; am 27. März trat Maximilian, eine Beute seiner angeborenen Unentschlossenheit, zur Scham seines Heeres den Rückzug an, indem er Geldmangel vorschützte. So endete der letzte Kaiserzug, auf den die Schweizer mitgingen. Schlecht entlöhnt und blossgestellt kehrten sie heim, worauf auch Stein mit den französischen Schweizern den Rückzug antrat. Keiner war tiefer getroffen

als Schiner, dem im Augenblick des Gelingens der Sieg versagt wurde. Doch es war dem Unbeugsamen vergönnt, fünf Jahre später mit einem Schweizerheer den Franzosen Mailand endgültig zu entreissen, während ein unseligeres Los Karl von Bourbon, dem die Tage von Mailand gelächelt hatten, für den Kampf gegen Frankreich aufsparte.

Unterdessen schwebte der Rat von Bern in Furcht und Zorn, da er jeden Tag die Kunde vom Bruderkampf erwartete, die bittere Frucht seiner Zweideutigkeit. Er sank vor den Ungehorsamen im Feld unter seine Würde, er bat, er versprach Straflosigkeit denen, die sogleich umkehrten, drohte, den Verstockten Haus und Gut zu nehmen, Weib und Kinder zu verstossen. Die Anhänger des Kaisers und Frankreichs tauschten Drohworte, so dass die verschollenen Parteinamen Gwelf und Gibel, Guelfen und Gibellinen, durch die Gassen Berns ertönten. Die ganze Fragwürdigkeit des Fremden-dienstes drängte sich in diesen strengen Tagen zusammen. Bern atmete auf, als der Rückzug des Kaisers wie ein unverdientes Geschenk des Himmels dazwischenkam.

Im April kehrten die französischen Söldner mit glitzernder Pracht und Übermut heim, obschon sie mit der Rettung Mailands die Niederlage von Marignano bestätigt hatten. Noch besass Franz I. dank der Sparsamkeit seines Vorgängers den Überfluss, seine Diener zu belohnen. Stein, eben noch arm und verschuldet, erhielt 10 000 Kronen, ein goldgewirktes Kleid, die Herrschaft Montreal in Italien und ein Jahrgeld von 1400 Franken, und seine Gattin prangte mit Silber, Gold und Edelsteinen, dergleichen Bern noch nie gesehen habe, grollt Anshelm. Sein Lehrmeister Ludwig von Erlach erwarb aus den Gnaden des Königs den Nachlass der Bubenberg, den Hof in Bern und die Herrschaft Spiez, die seinem Geschlecht auf Jahrhunderte erhalten blieb. Die Hauptleute prahlten mit vollen Taschen und Ehrenkleidern, die Knechte mit neuen Harnischen. Übermütige Verse am Haus zum Distelzwang priesen das Glück, das den Guelfen Dukaten und Kronen, den Gibellinen Unrat beschert habe. Wohl den köstlichsten Gewinn trug Manuel heim, der in Mailand die neue Kunst Italiens sah. Die Hauptleute gingen in die Freistatt bei den Barfüssern und erwarteten unter Gelagen ihre Strafe. Der Rat zeigte ein strenges Gesicht, befragte das Land, nahm ihnen, was sie aus Italien gebracht, stiess sie aus den Ämtern, sandte sie auf ein paar Wochen ins Gefängnis und verbannte Stein. Nach zwei Jahren, als sich die Gemüter verkühlt hatten, ermässigte er die Strafen auf kleine Bussen und rief die Ausgestossenen in die

Ämter zurück. Albrecht vom Stein aber zog die Verbannung den engen Schranken der Heimat vor und hielt sich in hoher Gunst am französischen Hof auf, wo die Vaterstadt oft seine guten Dienste in Anspruch nahm.

Wohl konnten jetzt die Frevler der Friedfertigen lachen, so dass Anshelm seufzt, Gehorsam sei weibisch geworden. So war der bernische Renaissancegeist, dass diese Aussenseiter das Verbotene suchten und auf ein jähes Ende hin lebten. Stein ging 1522 bei Bicocca manhaft in den Soldatentod; Hans von Diesbach fiel 1525 bei Pavia. Ludwig von Erlach, der Unbedenklichste von allen, starb unter seinem Dach; nachdem er sein Leben zwischen französischen Diensten und Verbannungen hingebracht hatte, kehrte er 1521 vom Feldzug nach Italien mit einer Krankheit heim, der er erlag. Das ungenügsame Glück, dem diese Berner nachjagten, hat sie deutlicher als die Ahnen, die einem genügsamen anhingen, auf die Nachwelt gebracht.

Schiner gab den Kampf nicht auf. Hatte der Kaiser versagt, so wandte er sich an Heinrich VIII. von England, dem drohenden Übergewicht der Franzosen auf dem Festland entgegenzutreten. Mit Papst Leo X. im Widerspruch, alle Macht aus seinen Talenten schöpfend, sammelte er die Feinde Frankreichs und brachte am 1. November 1516 ein neues Bündnis zwischen England, dem Kaiser und dessen Enkel, dem jugendlichen König Karl von Spanien, in London zustande. Eigentümlich, der Mann, der als erster Schweizer den Kardinalspurpur trug, der wie kein anderer an der europäischen Politik Anteil hatte, der mit den Fürsten wie mit seinesgleichen umging und 1522 bei der Papstwahl eine Anzahl Stimmen erhielt, durfte nicht ins Wallis, sein Bistum, zurückkehren, weil er dort seine Umgebung zu sehr überragte. Das Verhängnis seiner Grösse verbannte ihn aus der Heimat, die er nicht wiedersah. Wie anders verstand sich Schultheiss von Diesbach auf den Takt der Umstände, auf die Selbstverleugnung, die verbarg, wo er weiter oder gar tiefer sah. Darum heimste seine Mittlerkunst den letzten Erfolg ein.

Der Bund, den Schiner ins Leben gerufen hatte, setzte seine Hoffnung auf die Schweizer. Der englische Gesandte Pace bestürmte die eidgenössischen Tage mit steigenden Angeboten, die von der Wachsamkeit der Franzosen mit reichen Spenden durchkreuzt wurden. Was sich noch oft wiederholen sollte, englisches und französisches Gold massen sich in den schweizerischen Ratssälen. England kam zu spät. Umsonst zählte es auf den Streit, den der Friede von Genf unter den Eidgenossen entfacht hatte: fünf Orte mit den Zu-

gewandten Graubünden, Abt und Stadt St. Gallen gegen, acht Orte für Frankreich. So sehr der knapp vermiedene Bruderkampf vor Mailand die Leidenschaften aufwühlte, so hat er doch der Besinnung Bahn gegeben. Die dem Genfer Frieden abgeneigten Orte konnten sich nicht verhehlen, dass der Zug nach Mailand, der zum Glück Abenteuer geblieben war, die Ohnmacht des Kaisers offenbart hatte.

Mehr noch hatte sich Bern zu überlegen. Wohl stand es ihm nach eidgenössischem Recht frei, mit Frankreich Frieden und Bündnis zu schliessen und dem König Söldner zu stellen. Aber die widersprüchsvolle Haltung des Rates, der die Söldner zuerst gewähren und dann zurückrufen liess, verriet eine Unsicherheit, die dieses Recht nicht unbedingt in Anspruch nahm. Bern verletzte zwar nicht dem Buchstaben, wohl aber dem Sinn nach die Erbvereinigung von 1511 mit Maximilian. Es beleidigte mehr noch den Geist der Eidgenossenschaft, dass Bern dem König Hilfe lieh, dieweilen fünf Orte und drei Zugewandte mit ihm im Krieg standen. Und bereits kündete sich ein Rechtshandel an, ähnlich dem, der den Streit zwischen Städten und Ländern nach dem Burgunderkrieg verschärft hatte, weil Uri und Schwyz, auf die Bundesbriefe von 1315 und 1332 gestützt, Luzern und Unterwalden die Freiheit absprachen, ohne ihre Zustimmung dem Genfer Vertrag beizutreten. Auch konnte Bern nicht wohl Mailand für Franz I. schirmen helfen, nachdem es eben erklärt hatte, der Schutz Mailands gegen den König sei für die Eidgenossenschaft zu schwer und opferreich. Die Zukunft dieses Gebiets versank vor der Zwietracht unter den Eidgenossen. Und überhaupt herrschte bis nach Bern das Gefühl vor, dass das Blut von Marignano gegen Berns Haltung zeuge. So verschloss sich Bern nicht der Einsicht, dass die beiden anstössigen Bedingungen des Genfer Vertrags, Verzicht auf die tessinischen Vogteien und Bündnis mit Frankreich, ihm nicht daseinsnotwendig seien. Gegen die Vogteien war es nicht feindlich, nur gleichgültig gestimmt. Schwerer wog der Verzicht auf das Bündnis, mit dem es Savoyen und Genf vor Frankreich zu decken gehofft hatte. Aber da Bern als Haupt der franzosenfreundlichen Mehrheit den Hader heraufbeschworen hatte, fiel ihm das Entgegenkommen, das Opfer zu, das die Minderheit versöhnte. Auch die Volksanfrage verlangte vom Rat, nicht von den Eidgenossen sich zu trennen, sondern das Bündnis fahren zu lassen.

Unter heftigen Entladungen klärte sich das Gewölk an den eidgenössischen Tagen auf. Da die Mehrheit die Minderheit nicht zwin-

gen konnte, verzichtete sie am 26. August auf dem Tag zu Zürich auf das französische Bündnis samt der anstössigen Hilfsverpflichtung. Auch Franz I. war zum Verzicht bereit, um den Frieden mit der Eidgenossenschaft, den er unter seinen Geschäften obenan stellte, zu erreichen. Vorweg durften die Vogteien nicht der Anstoss werden, der die Waldstätte und Graubünden, die besten Werbegebiete, ins feindliche Lager scheuchte. Seine Gesandten eröffneten, ihr Herr lasse den Orten die Wahl zwischen den Vogteien und 300 000 Kronen und sei geneigt, mit dem Kaiser sich zu versöhnen, womit er die reichsfreundlichen Städte beruhigte.

So fanden sich alle Orte zu den Verhandlungen mit Frankreich bereit, die am 10. September in Freiburg eröffnet wurden. Noch ging es um das Bündnis mit der Hilfsverpflichtung. Die Franzosen, die eine möglichst enge Vereinigung begehrten, verteidigten das Bündnis Schritt für Schritt, gaben aber immer nach und sicherten mit ihrer Biegsamkeit den Abschluss. Wenn sie auch die Hilfsverpflichtung preisgaben, wollten sie doch ihrem Herrn die Möglichkeit wahren, Knechte zu werben, da er, Marignano eingedenk, die Schweizer für unentbehrlich hielt. Doch schon das war der Minderheit zuviel, und die Franzosen mussten sich mit der Fassung begnügen, man wolle den Feinden des Königs nicht Zuzug gewähren. Es waren die Besiegten, die dem Sieger die Bedingungen vorschrieben. Europa spürte es noch nicht, dass die Eidgenossenschaft von ihrer Höhe herabgeglitten war.

Der Ewige Friede vom 29. September 1516 beendete den Krieg zwischen der Schweiz und Frankreich. Die Schweizer überlassen dem König Mailand, wogegen Herzog Maximilian standesgemäß versorgt wird. Im übrigen enthält der Friedensvertrag die Liste der französischen Zugeständnisse, die diesen Verzicht belohnen. Der König zahlt ihnen 700 000 Kronen für die Feldzüge nach Dijon und Marignano und lässt ihnen die Wahl zwischen weiteren 300 000 Kronen und den südlichen Vogteien. Er setzt jedem Ort ein Jährgeld von 2000 Goldfranken aus und bestätigt ihnen die wirtschaftlichen Vergünstigungen, die sie bisher genossen haben, indem sie in alle Zukunft zu den bisherigen Abgaben und Zöllen nach Frankreich Handel treiben dürfen, ein unabsehbarer Gewinn, weil damals Frankreich keine Einfuhrzölle erhob und sich verpflichtete, die schweizerischen Kaufleute auch fürderhin mit solchen zu verschonen. Auch das alte Mailänder Kapitulat mit seinen Handelsvorteilen bleibt in Kraft. Eine Hilfsverpflichtung wird nicht ausgesprochen, sondern jeder Teil stellt dies dem andern in guten

Treuen anheim. Damit der Friede ewig bleibe, entwickelt der Vertrag ein genaues Schiedsverfahren, das alle Anstände in Zukunft nach Recht schlichten soll.

Der Ewige Friede wurde ein Grundpfeiler der eidgenössischen Aussenpolitik wie die Erbvereinigung mit Habsburg. Aber nicht nur in seinen Folgen, sondern auch in seinen Bestimmungen ist er ausserordentlich. Er bringt den ganz seltenen Fall, dass der Sieger dem Besiegten die Kriegskosten bezahlt, und zwar mit 700 000 Kronen, für jene Zeit eine ungemeine Summe; betrugten doch die jährlichen Einnahmen Berns, des grössten Ortes, nur den hundertsten Teil, um 7000 Kronen. Und der König trug seine Schuld pünktlich ab. Aber nicht darauf beschränkte sich der Ertrag der italienischen Feldzüge. Graubünden hielt seine ennetbirgischen Vogteien fest, und die Innerschweiz, Uri voran, setzte es durch, dass die Tagsatzung die 300 000 Kronen ablehnte und Lugano, Mendrisio, Locarno und Maggiatal wahrte, womit sie die europäische Meinung, dass das Geld der Schweizer Letztes sei, widerlegte. Die italienischen Feldzüge, die von der Eidgenossenschaft so viel Opfer an Blut, Tugend und gutem Ruf gefordert hatten, brachten ihr einen dauerhaften Gebietszuwachs, der den Gotthardweg erst schweizerisch machte, der Südgrenze verstärkte Sicherung gab und zur innern Festigung beitrug, weil zwölf Orte an jenen Herrschaften beteiligt waren. Auch Bern wurde auf eine Landschaft verpflichtet, die früher ausserhalb seines Gesichtskreises, seiner Pläne, Reisen und Unternehmungen gelegen war. Diese Gemeinschaft erhielt noch einmal Wert, als bald darauf die Reformation die Eidgenossenschaft zerklüftete. Eigentümlich verflochten sich Bedingungen und Folgen. Die Lockerheit des Bundes rettete jene Gebiete; da es an der Tagsatzung keinen Machtspurh der Mehrheit gab, setzte die Minderheit ihren Willen durch und hielt fest, was die Mehrheit preisgeben wollte. Diese Frucht der Lockerheit hat den Bund gestärkt.

Aber so günstig auch der Friede lautete, für die Eidgenossenschaft bedeutete er den Rückzug von der Grossmachtstellung, zu der sie das Protektorat über Mailand erhoben hatte, die Abdankung vor Europa und den Verzicht auf durchgreifendes Handeln nach aussen. Zum letztenmal hatten eidgenössische Aufgebote, Tagsatzungsheere den Krieg über die Grenze nach Dijon und Maggiano getragen. Fürderhin flatterten die schweizerischen Feldzeichen in fremden Diensten auf den Schlachtfeldern Italiens, Frankreichs und Flanderns. Wohl ging der Rückzug über goldene

Brücken; aber nach allen Erfahrungen musste er angetreten werden. Das Wagnis, Grossmachtpolitik auf zu schmaler Basis zu treiben, war der Eidgenossenschaft ungesucht durch die Ereignisse aufgedrängt worden. Nicht hochfliegende Pläne, nicht der Stolz des Eroberers, sondern ihre kriegerische Überlegenheit hatte sie unversehens auf diese Höhe entführt. Wohl übertraf der Schweizer an todesverachtender Schlagkraft seine Gegner; aber der Krieg ist nur ein Teil der Aussenpolitik, und eine solche folgerichtig zu handhaben, war die Eidgenossenschaft nicht fähig, weil sie die Einheit des Willens nur auf den Augenblick der Schlacht, nicht auf die Dauer fand. Verhängnisvoll griffen militärische Übermacht und politische Ohnmacht ineinander über. Darum war der Verzicht schmerzlich, der Rückzug schwer; aber er musste angetreten werden, weil nicht die Übermacht, sondern die Ohnmacht entschied.

Bern sah im Ewigen Frieden zwar nicht alle, so doch seine wesentlichen Wünsche befriedigt. Der Abschluss war der letzte Erfolg des Schultheissen von Diesbach, der bei den Verhandlungen im Grossen Rat noch einmal sein Geschick erprobt und widerstrebende oder aufschiebende Anträge mattgesetzt hatte. Am 3. Dezember 1516 teilte der Rat den Frieden den Ämtern unbekümmert mit, weil er wusste, dass der Abschluss den Wünschen des Volkes entgegenkam. Die Ämter stimmten zu; auch der Grosse Rat bestätigte den Vertrag förmlich am 7. Dezember. Diesbach starb 1517. Als er fünfzig Jahre zuvor in die Politik eintrat, holte Bern zu seiner grössten Kraftprobe aus; er stand auf der Höhe, als Bern in der Eidgenossenschaft sank; bevor er die Augen schloss, sah er Bern zu neuer Selbständigkeit erwachen und die Eidgenossenschaft mit Frankreich versöhnen. Trotz seiner Schwächen war er zu Höherem berufen, als bloss die Tagespolitik zu fristen. Und doch trägt der Name seines Vetters und Erziehers Niklaus eine grosse, sein eigner nur eine lange Zeit Berns.

Die Mailänder Feldzüge waren für die Eidgenossenschaft erschütternde, für Bern vergällte Jahre, wo es darunter litt, dass seine Eigengeschichte durch ferne, unabhängige Ereignisse unterschlagen wurde. Bern galt bei den Ausmassen des geschichtlichen Schauplatzes als bedeutender Staat und hatte nicht nur die Bedürfnisse, sondern auch die Verantwortung eines solchen, die mit den Kraftlinien Europas rechnete und ihre Schnittlinien abwog. Darum hatte sich Bern mit der entsagenden Überzeugung durchdrungen, dass die hohe Politik nicht die Freiheit gibt, wie sie das Hochgefühl des Unbeteiligten wähnt, sondern eine strenge Schule erfordert, die den

Beliebigkeiten des Augenblicks absagt, um auf lange Sicht zu planen. Die Waldstätte dagegen genossen in ihren Felsenschranken eine durch den Waffenruhm genährte Unbekümmertheit, die ihnen anheimgab, ihre Kraft nach den Wallungen des Tages auszugeben oder zu sparen. Einzig Uris Wille, die Gotthardstrasse bis zum Langensee zu beherrschen, erhab sich über den Augenblick. Während das Verhältnis zu den Großstaaten Frankreich und Habsburg durch das Gebot der Macht geziugelt wurde, lockte gegenüber dem Haus der Sforza eine Freiheit, die zum Verhängnis wurde. Die Waldstätte beschritten den Blutweg nach Italien und rissen die Eidgenossenschaft auf jene berauschenen Züge ins Unberechenbare mit, die zur hohen Schule des Heldeniums wurden und doch Abenteuer blieben. Sie hielten inne, weniger durch Frankreichs Waffen, als durch die trostlosen Erfahrungen mit den fürstlichen Verbündeten überwunden, Erfahrungen, die Bern seit dem Burgunderkrieg in seine Staatskunst einbedungen hatte. Darum drang seine Stimme jetzt durch.

Der Ewige Friede dankte die südliche Politik ab und gab Bern die eingeborene westliche Richtung und damit seine eigene Geschichte wieder. Noch war Berns altes Verlangen, das Burgund bis zum Jura umspannte, nicht erfüllt. So verschlungen sind die Notwendigkeiten der Politik, dass Bern fünf Jahre später tat, was es eben noch den andern tadelnd vorgeworfen hatte. Es gewann 1521 die andern für das französische Bündnis und eröffnete damit erneut die Feldzüge nach der Lombardei, und da sollte unerwartet eintreten, was ihm bisher unbestimmt vorgeschwobt hatte. Auf dem Umweg über die italienische Politik wurde es mächtig, Burgund bis zum Jura 1536 seinem Gemeinwesen anzugliedern.